Weber

A. Weber's Neue Gedichte.

R. Weber's Neue Gedichte.

Buchdruckerei von F. A. Stocker in Frick.
Xylographie von Buri u. Jecker in Bern.

15 – 1896

Neue Gedichte

von

Robert Weber.

Frick.
F. A. Stocker'sche Verlagshandlung.
Zürich. 1861. Leipzig.
Orell, Füßli & Cie. F. L. Herbig.

Den

Manen meiner Mutter

gewidmet.

Darbietung.

Ihr falben Wiesen, die der Schnee
Mit starren Lacken schwer gedrückt;
Ihr braunen Wälder, längst vom Föhn
Gesäubert und in's Licht gerückt;
Du Bach, der sanft in's Tobel rauscht
Und tosend Brücken stürmt von Eis;
Du droben auf erwärmter Wand
Bei'm Schaum der Bergmilch, kühne Gais:
Ihr fühlt die lauen Lüfte wieder,
Lebendig haucht der Lenz euch an,
Ihr hört des Finken junge Lieder,
Blau ist der Himmel aufgethan.

Auch du, mein Volk, hast eine Zeit,
Wo deines Herzens Scholle bricht,
Wo dir ein Frühling wieder grünt,
Und neue, schmucke Kränze flicht;
Auch du, mein Volk, hast einen Lenz, —
Darum, mein Herz, sei nicht verzagt,
Ob du gejubelt und gejauchzt,
Ob du in tiefem Schmerz geklagt:
Verströme frisch des Liedes Wellen
An deiner Heimat schönen Strand,
Und laß' die Elegieen quellen
Wie Bäche von der Felsenwand!



Romanzen und Balladen.

Was wollt ihr noch dem Abgrund geben? —
Das Köstlichste, es ist der Sinn,
Der in die Schanze schlägt das Leben,
Der bessern Nachwelt zum Gewinn!

Marcus Curtius.

Romanze.

In Roma's Mauern herrscht der Schrecken;
Zum Markte drängt die bleiche Schaar:
„Sind's Flammen, die am Giebel lecken
Des Capitoles? Droht Gefahr
Uns von der Tiber gelben Wogen,
Die sich vom Meere her gestaut?
Steh'n Zeichen an dem Himmelsbogen,
Vor denen unsern Sehern graut?"

„„Der Unterirdischen Gewalten
Dräu'n aus des Orcus schwarzem Grund;
Die Erde ward entzwei gespalten,
Seht ihr den bodenlosen Schlund?
Die Götter wollen Rom verderben,
Umsonst ist Opfer und Gebet;
Weh' uns, die Stadt des Ruhms wird sterben
Und ihre Herrlichkeit vergeht!""

Da tönet des Orakels Stimme:
„Gewendet, Römer, wird der Fluch,
Begegnet ihr der Götter Grimme
Nach der Sybille heil'gem Buch.
Das Köstlichste, das euer eigen,
Als Opfer werfet es hinab;
Die Wuth des Höllenstroms wird schweigen
Und schließen wird sich euer Grab."

Kaum ist das Seherwort verklungen,
So steh'n in Haufen, langgereiht,
Erles'ne Schätze, einst entrungen
Der Erde, jetzt ihr neu geweiht:
Hier Silberbarren, Goldpokale,
Dort der Rubin, des Onyx Pracht;
Den Leuchter und die Opferschaale
Sieht man zur Sühnung dargebracht.

Das Heldenschwert, vererbt den Enkeln,
Des Ahnen Schild, kunstvoll geprägt,
Die Vase mit den zarten Henkeln,
Die selt'ne Runeninschrift trägt;
Uralte Banner, Köcher, Speere,
Geholt in der Albanerschlacht,
Die Ruhmeszeichen junger Heere:
Umsonst sinkt Alles das in Nacht!

Die Liebe opfert heil'ge Pfänder,
Es fällt der Purpur der Gewalt,
Der Consul wirft die Prunkgewänder
In des Verderbens weiten Spalt,
Es faßt der Schmerz des Kindes Locken,
Des Bäumchens, das der Tod entlaubt;
Ach, der Erinn'rung letzte Flocken
Gibt er von dem geliebten Haupt!

Vergebens liegt mit Bußgesängen
Im Staub ein weißer Priesterchor,
Des Hades Felsenthore drängen
Nur um so mächtiger empor.
Die Führer tapferer Kohorten,
An Ruhm und Diademen reich,
Die vor des Todtenreiches Pforten
Niemals gezittert, werden bleich!

Der Consul ruft: „Bringt Weihegüsse
Und opfert Mehl vom besten Korn;
Der Erde jüngste Segensflüsse
Ström' aus der Fülle reiches Horn!"
Falerner quillt zur Tiefe nieder
Und Waizenbrot verschlingt ihr Schoos,
Umsonst, — es hebt sein schwarz Gefieder
Gewalt'ger nur des Schicksals Loos.

Wie wenn ein schwüles Nachtgewitter
Auf's Meer sich legt mit finsterm Graus,
Der Sclave weint am Kerkergitter,
Der Richter bebt im gold'nen Haus:
Solch eines Donners dumpfes Dröhnen
Schlägt jetzt von unten an das Ohr,
Und, der Quiriten Volk zu höhnen,
Wallt Rauch und Dampf an's Licht empor.

„Die Götter wollen uns verderben,"
Bricht trotzig eine Rotte los;
„Doch laßt uns Rom zuvor beerben,
Dann flieht aus dieses Landes Schoos!"
Wahnsinnig rasen sie von hinnen,
Taub dem Gesetze, taub der Pflicht,
Es hemmt ihr frevelhaft Beginnen
Die Nähe selbst des Todes nicht.

So tobt ein Sturm in Bergesschlünden,
Der sich herausschwingt auf das Meer,
Und in des Wassers dunklen Gründen
Ein ächzend Schiff jagt hin und her.
Und wie am Bord Verräther flüstern:
„Haut ab vom Tau das Rettungsboot,"
Indeß am Strande, beutelüstern,
Der Wilde mit dem Wurfspieß droht:

So kehren sich Gesetz und Bande
Der Liebe jetzt zu frevler Lust;
Des Hochsinns Born verrinnt im Sande
Der wüsten, trostesleeren Brust;
Die Tempel schon mißt das Verbrechen,
Schielt nach des Reichthums gold'nem Haus,
In Sturm und Mordgedanken brechen
Der Sclaven Rachefeufzer aus.

Da stemmt ein Ritter hoch zu Rosse
Entgegen sich dem wilden Lauf;
„Gebt Bahn," ruft er dem flücht'gen Trosse,
Es schäumt sein Thier im Zügel auf.
Da theilt sich die erstaunte Menge
Und weicht dem Winken seiner Hand,
Er aber naht durch das Gedränge
Des Abgrunds kratertiefem Rand.

Ein Jüngling ist's von stolzer Sitte,
Sein Auge strahlt wie Sonnenglanz,
Gerüstet hält er in der Mitte,
Als gält' es einen Waffentanz.
Hoch ab dem Knauf des Helmes sinken
Des Adlers Flügel, stahlbewehrt,
Es glänzt der Schild an seiner Linken,
Im Gurt von Golde hängt das Schwert.

„Wird Latium's Schande heut geboren?"
Zürnt er der beutegier'gen Schaar;
„Habt ihr der Väter Blut verloren,
Vergessen, was einst Sitte war?
Die Himmlischen, die ihr verehret,
Wähnt ihr dem frommen Sinne taub,
In Stein und Schutt ihr Haus gekehret,
Ihr Bild gebettet in den Staub?"

„Wird also euer Glaube enden?
Seid ihr noch Römer? Fließet dort
Die Tiber noch? Naht ihr mit Händen
Des Frevels zu der Götter Hort?
Vernehmt! Die Sühnung zu erwerben,
Die euch kein ander Gut erringt,
Will für das Vaterland ich sterben,
Eh' euch der Styx hinunterschlingt!"

„Was wollt ihr noch dem Abgrund geben?
Das Köstlichste, es ist der Sinn,
Der in die Schanze schlägt das Leben,
Der bessern Nachwelt zum Gewinn!
Mein starkes Herz, es kennt kein Zagen,
So lang es froh die Hoffnung trinkt,
Daß euch dereinst in künft'gen Tagen
Der Stern der Macht noch höher winkt."

Er ruft's und hat den Sieg erstritten,
Mit Ehrfurcht grüßt ihn jedes Herz;
Ein Gott erscheint er den Quiriten
In seiner Rüstung gold'nem Erz,
Da jetzt sein Roß sich bäumt und steiget
Und übermenschlich an Gestalt
Den Retter seinem Volke zeiget,
Den Blick voll himmlischer Gewalt!

„Die ihr des Aethers holde Pfade
Nach mir noch wandert, lebet wohl!
Ihr Götter aber, sendet Gnade
Auf sie und dieses Capitol!"
So ruft er aus und spornet muthig
Das edle Roß die Schlucht hinab;
Es tönt, es dröhnt der Schlund, und blutig
Schließt sich des Orcus finst'res Grab.

Toritha.

Ballade.

Zur Jagd beim ersten Lerchenschlage
Zog Ritter Hugo aus dem Thor;
Der gold'ne Glanz vom jungen Tage
Schlug an den Himmel schon empor.
Er steigt in's Schiff; ein weißes Reh
Sucht er im Forst von Immensee;
Der Nachen schießt, als hätt' er Flügel,
Aus Zug [1] zum waldgekrönten Hügel.

„O Jägerslust im Morgengrauen,
Wie steht die Welt voll Duft und Schein,"
Ruft Hugo aus in Gottvertrauen
Und singt in's Morgenroth hinein.
Und horch, — welch' wundersamer Klang
Gibt Antwort seinem frommen Sang?
Er lauscht, er läßt das Ruder sinken,
Des Liedes Silberfluth zu trinken.

O holder Zauber dieser Töne!
Er lenkt den Kahn zu ihrem Ort;
Doch ist's, als ob ein Trug ihn höhne,
Wie er genaht, so sind sie fort.
Zur Seite hat er sie gehört,
Er kömmt heran und ist bethört;
Und wenn er sie im Rücken glaubet,
Hat sie die Ferne schon geraubet.

Fast will ihn jetzt die Fahrt verdrießen.
Er rudert nach der letzten Bucht;
Hier soll der Zauber sich erschließen,
Der ihn getäuscht in neck'scher Flucht.
Hier endlich lächelt ihm das Glück:
Mit Staunen sieht der scheue Blick
Des Seees liebliche Najaden
Sich in den hellen Fluthen baden.

Sie tauchen auf, sie tauchen nieder
Und rythmisch regen sich im Tanz
Die alabasterweißen Glieder
Und leuchten aus der Wasser Glanz.
Das Muschelhorn bläst eine Schaar
Von Gnomen in goldlock'gem Haar;
Die weichen Lüfte ruh'n und schweigen
Und lächeln auf den sel'gen Reigen.

Auch Hugo schweigt in sich versunken,
Denn Alles dünket ihn ein Traum;
Dann plötzlich naht er, liebestrunken,
Und peitscht die Wellen rings zu Schaum!
Halt ein, Verwegener, halt ein,
Deiu Loos, es wird Verderben sein;
Denn nimmer dürfen Menschen schauen
Die Töchter Tugion's, des blauen.

Rasch in des Seees Tiefen fliehen
Die Schwestern alle scheu hinab;
Loritha weilt, hinabzuziehen
Den Jüngling in das nasse Grab.
Doch wie ihr feuchter Blick empor
In Hugo's Auge sich verlor,
Fühlt sie ein liebendes Erbarmen
Und läßt ihn los aus ihren Armen.

Sie hüllt den Reiz des schönen Leibes
In ein smaragdenes Gewand
Und flehend, mit der Gluth des Weibes,
Streckt sie empor die weiße Hand.
Der Jäger steht berauscht in Lust,
Die Flamme zuckt aus seiner Brust;
Ihr, die sich liebend zu ihm hebet,
Verdankt er ja, daß er noch lebet.

Hin zu des Ufers Schattenzweigen
Folgt ihr der Trunk'ne willenlos;
Der keusche Tag, die Flur sind Zeugen
Von süßer Zwiesprach und Gekos.
Von Sünde rein und aller Schuld
Beglückt Loritha's Liebeshuld
Den Jüngling, bis der Tag sich neiget
Und sich der Mond im Osten zeiget.

Da mahnt die Nacht zu bitterm Scheiden,
Fern ruft die Abendglocke her;
„So muß ich, Theure, denn dich meiden,"
Seufzt Hugo, und sein Herz ist schwer.
„O Holde, sprich ein tröstlich Wort
Von Wiederseh'n an diesem Ort!"
Die Jungfrau schlägt die Augen nieder
Und flüstert: „Morgen kehre wieder!"

Jetzt eilet er beglückt zum Nachen
Und schlägt mit starkem Arm die Fluth,
Der Zukunft frohe Sterne lachen
Herab, es schwillt sein Herz von Muth;
Der schönste Tag ist ihm erblüht,
Der Busen pocht, das Auge glüht,
Der Träume Heer in süßen Bildern
Umgaukelt ihn, — wer mag sie schildern?

Noch ruht die Nacht am wald'gen Hügel,
Da stürmt der Jüngling an's Gestad'
Und auf der jungen Liebe Flügel
Durchmisset er den nassen Pfad.
Und wie der Morgen golden graut,
Hat ihn Loritha schon erschaut,
Die ihm an's grüne Ufer winket
Und selig seine Küsse trinket.

Drei Monden schon sind hingeflogen
Und täglich ist ihr Glück erneut,
Ein Sonnenquell am Himmelsbogen,
Der schnell die Finsterniß zerstreut.
Bang schleicht am Abend nur der Schmerz
Für kurze Stunden in das Herz;
Wenn sie zur Frühe sich gefunden,
Ist auch das Leid hinabgeschwunden.

Doch, — schwebt herab von sel'gen Bahnen
Ein Glück zur Erde, das besteht?
Kaum daß wir Hochgenüsse ahnen,
Hat sie des Abgrunds Hauch verweht.
Loritha, sonst so freundlich mild,
Erscheinet heut des Jammers Bild;
Ihr Busen klopft voll Sturm und Sehnen,
Ihr schönes Auge schwimmt in Thränen.

„Weh mir, daß ich dich je gefunden,"
Ruft sie und sinkt in Hugo's Arm;
Zerronnen sind die heitern Stunden,
Es bleibet nur der bitt're Harm!
Der Vater zürnt, sein Blick ist Wuth,
Kaum hemmt er seines Grimmes Fluth;
Zur Strafe bin ich auserkoren
Und du, o Theurer, mir verloren!"

Wie wenn ein Blitz den Baum zerschmettert,
So trifft den Armen jäh der Schmerz;
Der Blume gleich, vom Sturm entblättert,
Sieht er Loritha's zagend Herz.
„O grünet denn, so klagt sein Mund,
So kurz der Liebe sel'ger Bund?
Soll unsers Glückes Stern erbleichen,
Kann Nichts den harten Sinn erweichen?" —

„Willst du in blauer Tiefe wohnen
In meines Vaters hellem Haus,
Wird er mit reichen Schätzen lohnen,
Der Friede kehrt, der Schmerz ist aus!
O könntest du, so fährt sie fort,
Die Wunder alle ahnen dort,
Du würdest dich hinunter sehnen
Und Lindrung schaffen meinen Thränen!"

„Wie bunte Vögel wogen Fische
Durch den krystall'nen Aether hin,
Und schimmernde Korallentische
Steh'n auf der Tiefe weichem Grün.
Der Sonne dunkler Purpurstrahl
Erglänzt bei unsers Festes Mahl;
Ihr Licht schläft auf dem Fluthgewimmel,
Ein zweiter Mond am zweiten Himmel."

„Dort rauschen Wälder auch und Haine
Und drohend nieder schaut das Schloß,
Wo ich in Einsamkeit beweine
Die Seligkeit, die ich genoß!
Mich freut nicht mehr der Muscheln Sang,
Der Ammonshörner Zauberklang;
Was kann mir noch die Tiefe spenden,
Willst du die Seele von mir wenden!"

Der Jüngling stöhnt: „Mein eigen Leben
Dir hinzuopfern schreckt mich nicht;
Doch Jene, die es mir gegeben,
Zu ehren, ist mir hohe Pflicht.
An Kraft gebeugt, im Silberhaar
Weilt mir daheim das Elternpaar;
Wo bliebe des Geschlechtes Adel,
Trifft mich des greisen Vaters Tadel!"

„Komm, folge mir zum heim'schen Herde,
Der freundlichen Willkomm dir beut,
Und, meines Hauses Schutzgeist, werde
Vom Priester mir vermählt noch heut!
Im Frieden steht der Heimat Dach;
Hell glänzt das schimmernde Gemach,
Das unsre Liebe soll umschließen,
So lang die gold'nen Tage fließen."

„Weh mir, so ist mir nicht beschieden,"
Ruft sie, „was mir ein Traum versprach;
Dahin ist meines Herzens Frieden,
Die Zukunft mir ein schmerzlich Ach!
Es raubt ein ehernes Gebot
Der Hoffnung letztes Abendroth,
Denn bötest du der Erde Kronen,
Ich kann nur in der Tiefe wohnen!"

Der Jüngling schweigt; mit stummem Harme
Sieht er Loritha's herbe Qual;
Er faßt sie liebend in die Arme
Und küsset sie, — zum letzten Mal!
Dann fährt er auf; der Reue Zahn
Im Herzen stürzet er zum Kahn,
Er stößt ihn hurtig von dem Lande, —
Loritha weilt am öden Strande.

Mit Thränen blickt sie auf die Wogen
Und füllt mit Klageton die Luft:
„Weh, weh mir, daß er hingezogen
In des Vergessens Nebelduft!
O wär' die Tiefe mir ein Grab!"
Sie spricht's und sinkt behend hinab,
Zu bergen in krystall'ner Kammer
Verlorner Liebe Gram und Jammer.

Die Zeit mit ihrem Kummer messen,
Ist spät und früh ihr einzig Thun;
Doch nimmer tröstet sie Vergessen
Und nimmer will die Klage ruh'n.
„Wann endlich wird mein Grämen alt?"
Erseufzt sie. „Rauben mit Gewalt
Will ich den Jüngling mit den Seinen
Und hier nicht ewig einsam weinen!"

Des Wassers und der Erde Geister
Berufet sie zu dunklem Bund;
Als mahnte sie ihr hoher Meister,
Gibt rasch sich ihr Gehorsam kund.
Und Gram und Hoffnung im Gesicht
Loritha so zu ihnen spricht:
„Die ihr in Nacht wohnt und in Grauen,
Darf ich auf eure Treue bauen?"

„„Wir stehen deines Winks gewärtig,““
Der mächt'ge Immo ihr entbeut,
„„Sprich aus dein Wort, das Werk ist fertig,
Eh' sich der Sonne Lauf erneut!““
„Wohlan denn, eh' der Morgen winkt,
Die Stadt dort in die Tiefe sinkt!
Schwört es bei Wasser, Luft und Erde!“
Zürnt sie mit finsterer Geberde.

Sie schweigt. Die Unterird'schen schwören,
Und Immo seinen Szepter schwingt:
„Vollenden wir's; bald sollst du hören,
Was unsre rasche That vollbringt.
Des Erdensohnes list'ge Kunst
Zerfällt vor uns in Schaum und Dunst;
Die ihrer Weisheit Macht vertrauen,
Sie sollen nie das Licht mehr schauen!“

Schon ist die Nacht herangeflogen
Und hat umhüllt der Sterne Schein;
Vom wolkenschwarzen Himmelsbogen
Schenkt sie der Welt den Schlummerwein.
Ermüdet von des Tages Last
Hält Mensch und Thier ersehnte Rast,
Als langsam von der Glocken Munde
Ertönt die letzte zwölfte Stunde.

Der Boden berstet, Thürme wanken,
Ein Donnerschlag heult durch die Luft,
Die Giebel stürzen ein, die schlanken,
Die Straße sinkt und wird zur Kluft;
Der Augenblick, der Hülfe bringt,
Ist der, wo sie der See verschlingt,
Und vorbehalten bleibt's dem Tage,
Daß er die Schreckenskunde sage.

---

[1] Den historischen Hintergrund dieses Gedichtes bildet der durch die Volkssage in obiger Weise motivirte Untergang der Stadt Zug um die Mitte des 15. Jahrhunderts.

Hagar.

Er ließ das dunkle Auge sinken,
Der hohe Emir Abraham,
Als er von Ismael dem Knaben
Und seiner Mutter Abschied nahm.
Den Wasserschlauch hob er empor
Auf Hagar's glänzend braunen Nacken,
Gab ihr drei Brode, frischgebacken,
Und stieß sie aus des Hauses Thor.

Und eilend zogen fort die Armen,
Wie er mit Kummer es gebot,
Denn Sarah kennet kein Erbarmen,
Ihr Haß glimmt düster, wie der Tod:
„Treib' diese Fremde aus dem Zelt,
Der Sohn der Magd soll mir nicht erben;
Mag er die Steppe sich erwerben,
Wo hungrig noch der Schakal bellt!"

Nach dem versunk'nen Paradiese,
Wo Loth gehauset ehevor,
Zieht von des Jordans grüner Wiese
Das Weib, dem einst Jehovah schwor:
„Dein Sohn wird sein ein rauher Held;
Ein Schwert der Wüste soll er wohnen
Im Ost, in sonnverbrannten Zonen,
Und jagen durch Gebirg und Feld."

Vorbei den traurigen Gestaden,
Die Rauch umhüllt und dicke Luft,
Steigt sie auf jähen Felsenpfaden
Durch der Basalte schaur'ge Kluft
Herab zur Wüste Bersaba;
Ihr nackter Fuß hemmt nicht die Schritte,
Bis er in grauer Wildniß Mitte
Den Weg im Sand erlöschen sah.

Scheu weicht das Leben hier zur Seite.
Ein Ginsterstrauch verloren ragt
In dieser Steppen öder Breite,
Daran der bitt're Hunger nagt.
Kein Vogel singt, kein Brunnen rauscht
Lebendig auf aus Felsgesteinen,
Nie sieht man hier die Wolken weinen,
Der Tod nur schleichet hier und lauscht.

Die Sonne flackt im gelben Osten
Wie eine Leichenfackel auf,
Brennt ihres Hauses gold'ne Pfosten
Zu schwarzem Staub im feur'gen Lauf;
Sie flammt der Steppe Boden an
Und röstet der Gebirge Glieder
Und Wanderzüge wirft sie nieder,
Die schon des Baches Grün ersah'n.

Erschöpft ruht Hagar hier im Sande.
Das Brod ist aus, der Schlauch ist leer,
Und tödtlich schießt vom Himmelsrande
Der Mittag seine Pfeile her.
„Ist's denn umsonst, daß ich gebar?
Soll er hier schauerlich verderben,
Den Gott mir gab als einen Erben,
Und ist Jehovah's Wort nicht wahr?"

An einen Felsblock hingesunken,
Deß schwarzer Strauch nicht Schatten beut,
Der heißer noch der Hitze Funken,
Der Esse gleich, um sich verstreut,
Legt sich die Mutter auf ihr Kind
Und streitet mit der Sonne Walten,
Sein fliehend Leben aufzuhalten,
So lang ihr selbst noch Kräfte sind.

Sie herzt, sie küßt den welken Sprossen,
Der ihr voll Weh in's Auge blickt,
Und jetzt, vom Mutterarm umschlossen,
Als sagt' er „Wasser", sterbend nickt;
Da fährt empor ihr glühend Haupt,
Um das des Wahnsinns Flügel rauschen:
„Ich kann nicht seinem Sterben lauschen,
Nicht sehen, wie der Tod ihn raubt!"

Zur Seite wankt sie, fällt zur Erde
Und schüttet ihren Jammer aus;
Es jagt in wilder Schmerzgeberde
Verzweiflung durch der Seele Haus;
Der Quell der Thränen ist versiegt,
Der Wangen dunkle Rosen bleichen,
Sie fühlt den Tod herüberschleichen,
Der schon den Knaben eingewiegt.

Halb schlummernd sucht an Hebron's Bäumen,
Sucht Schatten sie in Mamre's Hain;
Da ruft es: „Hagar!" - In ihr Träumen
Fährt eines Engels Ruf hinein.
Sie blickt empor, — welch' fremdes Land!
Verschwunden ist der Wüste Gähnen,
Ein Hochgebirg sieht sie sich dehnen,
Das sanft herabsteigt an den Strand.

Ein Meeresarm zu ihren Füßen,
Mit gold'nem Lächeln angethan,
Den weithin alle Küsten grüßen,
Die er mit Liebreiz still umfah'n;
Die Palme weht, der Zimmet blüht,
Des Waizens gold'ne Halme blitzen,
Geboren hoch aus Felsenritzen
Im Thal des Baches Welle glüht.

Auf, Hagar, auf! Sie läuft zum Strande,
Der sich dem schnellen Fuß entzieht;
Das Meer haucht Kühle, — fort im Sande
Aegyptens hohe Tochter flieht;
Sie muß ihm nach, dem schönen Trug,
Sie m u ß die Hand mit Wasser füllen,
Eh' ganz der Tod die schwarzen Hüllen
Um ihres Kindes Schläfe schlug.

Da plötzlich rinnt in's Nichts zusammen
Der S p i e g l u n g schönes Wunderland;
Der Himmel sprüht in neuen Flammen,
Die Erde liegt im alten Brand, — —
Ein Brunnen aber gähnt vor ihr,
Den Abraham einst dort gegraben,
Der Heerden Durst daraus zu laben,
Und auch das Schöpfrad steht noch hier.

Rasch läßt die Hand den Eimer sinken
Und windet ihn mit Macht empor;
Sie trinkt, sie fliegt, sie gibt zu trinken, —
Ihr Kind schweift an des Todes Thor.
Sie strömt der Tiefe frischen Quell
Auf Ismaels versengte Glieder,
Er regt sich, trinkt, er athmet wieder,
Ihr Blick ist naß, sein Aug' ist hell.

Zum Himmel hebet sie die Hände:
„Ja, Abram ist von Gott geliebt,
Der unsrer Noth ein solches Ende
Durch seines Dieners Glauben gibt.
O Knabe, knie' und bete an;
Ein Vater wacht ob unsern Wegen,
Er kommt in Gnaden dir entgegen,
Und was er thut, ist wohlgethan!

„Ein Strahl bist du von edlem Geiste!
Unzählbar, wie der Sterne Heer,
Wird, der uns in der Wüste speiste,
Ein Volk dir pflanzen bis an's Meer!
Ich schaut' in der Verheißung Land, —
Sein Engel zeigt' es meinen Blicken;
Zu retten dich, dich zu erquicken,
Hat ihn Eloah uns gesandt."

Sie spricht's, und eh' die Nacht gesunken,
Seh'n sie am nahen Steppensaum
Im lichten Grün Oasen prunken
Und finden bei den Hirten Raum.
Am Feuer horcht im bärt'gen Kreis
Der Knabe spät der Wüstensage,
Und seiner Mutter leise Klage
Verrauschet in der Helden Preis.

Markos Bozzaris.

Romanze.

Hellas' blut'ge Schande zu bedecken
Wandelt schwarz die Nacht heran und bang,
Und Bozzaris nimmt zu den Verstecken
Seiner Felsenheimat jetzt den Gang.
Wo der Selius zum Abgrund schäumet,
Trieb er einst die Heerde vor sich her;
Jener Zeit gedenket er und träumet
Still vor sich hin, denn sein Herz ist schwer.

„Suli's Adler" heißen ihn die Brüder,
Der den Blitz trägt in die Türkenschlacht;
Doch sein Flug wird müde jetzt und müder,
Höher immer steigt er durch die Nacht.
Ueber waldbesäumten Klippenborden
Gibt des Felsens aufgeriss'nes Thor
Schutz den Seinen vor des Sultans Horden,
Sorglich späht des Tapfern Blick empor.

Und er steht am Eingang schon der Klause,
Und er liegt an seines Weibes Brust,
Und er küßt den Säugling, wie zu Hause,
In der Klephtenhöhle jetzt mit Lust.
„Theure Chryse, ruft der Palikare,
Gute Schwester, o wie seht ihr blaß!“
„„Unsrer Freiheit, Markos, eine Bahre,
Suli fiel des Türken wildem Haß!““

„„Zwanzig Nächte sahen wir der rothen
Lagerfeuer Gluth neu angefacht,
Zwanzig Tage hat des Sulioten
Büchse in der Felsenschlucht gekracht;
Nicht das Schwert, der Mangel zwang die Helden,
„Wo ist Markos?“ hatten sie geklagt,
Markos rächt uns, Kostas soll ihm melden,
Daß die Brüder nicht im Kampf gezagt!““

„„Und sie zogen fort die finstern Mannen,
In des Zuges Mitte Weib und Kind,
Kephalonien zu, und schnell von dannen
Trieb ihr Segel in dem Morgenwind.
Dein Geschlecht als Geiseln wegzufangen
Sandte Churschid seine Schergen aus;
Wir entfloh'n, die rohen Schlächter drangen
Nicht herauf zum öden Räuberhaus.““

„„Kostas führt' uns her, und was das Leben
Tag um Tag an Nahrung von uns heischt,
Hatte längst er klug dem Horst gegeben,
Drinnen sonst die heis're Eule kreischt.
Suli's Noth und seines Volkes Mahnung
Dir zu melden, flog der Bruder jetzt
Nach Aetolien hin, von trüber Ahnung
Und den Rüden des Verraths gehetzt.““

Und Bozzaris spricht: „Die Würfel liegen
Für die Griechen ernst und fürchterlich;
Todt ist Kizzos, Türkenschwärme fliegen
Von dem Pindus bis zum Küstenstrich.
Abgefallen zu des Halbmonds Horden,
Schwester, brach dein Gatte dir den Schwur,
Kriegsgeschrei erfüllt den ganzen Norden
Und Verwüstung stampft durch unsre Flur.“

„Seit der Freiheit Lied herüber rauschte
Und hochtönend bis zum Isthmus floß,
Seit der Peneus ihm, der Alpheus lauschte
Und die Bergschlucht des Taygetos:
Nie noch riß des Kreuzes heil'ge Fahne
Mahmud's Faust ergrimmter in den Staub,
Denn des Tigers mordbegier'gem Zahne
Wurde ganz Livadien zum Raub.“

„Wohl beseelt der Muth uns ungebrochen
Und es stehet fest die Heldenschaar,
Und es trotzt, bis Suli's Schmach gerochen,
Diese Brust dem Tod und der Gefahr!
Aber mitten in des Kampfes Schwüle
Schreckt die Sorge mich um euer Glück,
Todt, verkauft, zertreten im Gewühle
Seh' ich euch, und Angst hält mich zurück."

„Segelfertig nach Ankona lieget
Dort ein Schiff in Missolunghi's Port,
Das mit euch aus den Lagunen flieget
In der Ferne sichern Zufluchtsort.
Süßes Weib, Panagia, die hehre,
Leite dich zum glücklicheren Strand,
Denn noch manche Nacht mit banger Schwere
Sinket auf das alte Griechenland!"

Also spricht er. Chryse fleht mit Thränen:
„„Theurer Markos, liegt nicht Ithaka,
Liegt nicht Korfu näher? Ach, mein Sehnen
Glimmt vielleicht so schmerzlich nicht allda!""
Und es fliegt zurück das Wort des Gatten:
„Treulos sind die Britten wie das Meer,
Drohend schwimmen ihre Kriegsfregatten
In dem Archipelagos umher."

„Parga ward verkauft, Varnakiotis
Abgemahnt durch sie von Hellas' Schutz,
Von dem Adria bis zum Mäotis
Spinnt Verrath ihr Gott, der Eigennutz.
Hoffst du noch das Stahlherz der Barbaren
Zu entwaffnen durch der Liebe Sinn?"
„„Nein, erglüht das Weib des Palikaren,
Nein, gekrönte Himmelskönigin!""

„„Nie wird Markos Gattin Schutz verdanken
Denen, die Verrath an uns geübt!
Denn auch sie, wie schwarz die Loose sanken,
Hat das theure Vaterland geliebt! —
Aber sage mir, wo das Gestade
Von Ankona glänzt in's Abendmeer?
Unter welchem Himmel wir die Pfade
Deines Schicksals wandeln, kummerschwer?""

„Unter Rom's erhab'nem Patriarchen
Wird, Holdselige, mein Stern dir glüh'n,
Bis um's Haupt von Hellas' Stratiarchen
Unsrer Zukunft Siegslorbeeren blüh'n.
Dann" — „„Vollende nicht, mein Leben,
Denn dein Wille wird für mich Gebot;
Mögen Genien schützend dich umschweben
Aus der Freiheit ernstem Morgenroth!""

Markos ruht. Bevor ein leichter Schlummer
Aus der Felsenwohnung ihn entrückt,
Hängt sein Adlerblick, umwölkt von Kummer,
An dem Sprößling, der ihn still entzückt.
Lächelnd schaut der Knabe ihm entgegen,
Hebt die runden Aermchen keck empor,
Bis sich mälig Traumesschwingen legen
Um der Seele diamant'nes Thor.

Aber eh' der gold'ne Morgen steiget,
Der im Zauberschein das Meer enthüllt,
Hat sich Chryse zum Gebet geneiget
Und des Herzens süße Pflicht erfüllt.
Rastlos dann, wie Wandervögel fliegen,
Strebt in's Thal der tapfre Suliot
Mit den Seinen; hin und wieder biegen
Sie den Pfad bis an das Abendroth.

Und der dritte Tag sieht ihn am Strande,
Wo ein günst'ger Wind die Segel bauscht
Und das Fahrzeug schnell entführt dem Lande.
Und er steht am Ufer, steht und lauscht
Ihrem Abschiedsruf, grüßt in die Ferne
Mit den Händen, bis am Himmelssaum
Untergehen seiner Liebe Sterne, —
Dann erwacht er, wie aus einem Traum!

Missolunghi ruft! Geschütze dröhnen
Von den Mauerwällen her zum Port;
Rosse wiehern, Schlachtgesänge tönen,
Und ein Bote bringt das Schreckenswort:
„Gleich dem Strom, der aus dem Damm gebrochen,
Wogt herein der Türken grause Fluth,
Hellas' letzte Stadt zu unterjochen
Und zu trinken aller Griechen Blut!"

Markos spricht: „Erfüllt hast du mein Sehnen,
Gott der Väter! Frei steht diese Brust
Jetzt im letzten Kampfe der Hellenen,
Und sie athmet süße Todeslust.
Hier soll sich des Sultans Woge legen,
Ihrem Brausen setzen wir ein Ziel;
Werft ein Felsenherz dem Schwall entgegen,
Einen Brander ihrem frechen Kiel!"

Also ruft er, und sein Wort entzündet
Heil'ge Gluth in aller Griechen Herz;
In der Freiheit Opferlust verbündet
Schlagen ihre Flammen himmelwärts.
Kampfgebrüll steigt auf, die Mauern fallen,
Aber wie der wilde Türke stürmt,
Markos fliegt ein Engel hoch ob Allen,
Der auf Leichen neue Leichen thürmt!

Der Savoyarde.

Romanze.

Warum in jungen Jahren
Verwelkt mein froher Muth?
Muß ich so früh erfahren,
Wie weh das Scheiden thut?
Der Seuche finstrer Engel
Hat mir in einer Nacht
Die Eltern weggerissen,
Zum Bettler mich gemacht!

Ach, warum ist erloschen
Der Beiden milder Blick?
Mit ihnen theilt' ich selig
Der Armuth karges Glück!
Jetzt schleich' ich Nachts mich stille
Hinweg aus dem Gewühl,
Denn es versteht ja Keiner
Des armen Kind's Gefühl.

Zwar kann ich fröhlich scherzen
Oft einen ganzen Tag,
Doch sinkt der Abend nieder,
Ich nichts als weinen mag!
Es wachet auf ein Träumen
Vom schönen Vaterland,
Von jener niedern Hütte,
Wo meine Wiege stand.

Ich seh' die Heimat wieder,
Der Berge duft'gen Kranz,
Der Alpen helle Sonne
Und ach, des Mondes Glanz;
Es hat vom hohen Felsen,
Wenn sanft die Nacht gethaut,
Mein kindlich staunend Auge
Sein Bild so gern geschaut!

Jetzt thut die Sonne mir wehe
Mit ihrem weißen Licht,
Des Herzens bange Klage
Löst ihre Gluth mir nicht;
Nur Abends falt' ich die Hände
In süßer, bitt'rer Lust,
Und still empfängt den Segen
Die heimwehkranke Brust.

Komm' her, du traute Leier,
Hervor, mein Murmelthier,
Aus deinem engen Kasten,
Komm' her und schmeichle mir;
Ein Lied will ich euch singen
Aus meiner Mutter Mund,
Das auf der weiten Straße
Nie wird den Menschen kund.

„Geh' lieber Mond nur schlafen
Am dunklen Himmelssaum
Und träum' in deiner Kammer
Manch einen schönen Traum;
Ein Auge blickt hernieder
Auf unser stilles Thal,
Vor dem das Dunkel helle
Als wie der Sonnenstrahl!"

Der Traum des Soldaten.

Frei nach Thomas Campbell.

Unsre Hörner sangen Ruhe,
Denn vom Himmel stieg die Nacht,
Und die gold'nen Schaaren setzten
In's Gewölk die späte Wacht.
Weit auf blutgedüngten Feldern
Schlief ein Heer, wie Marmor bleich,
Wunde starben, und wer lebte,
Nahete des Schlummers Reich.

Flackernd in die schwarze Mittnacht
Quoll die düsterrothe Gluth,
Dran wir, um den Wolf zu scheuchen,
Träge plaudernd noch geruht.
Und ich sah, das Haupt gebettet
Auf ein Bündel hartes Stroh,
Spät ein Bild, das bis zum Morgen
Nicht aus meiner Seele floh.

Träumend kam's mir vor, als irrt' ich,
Fern des Kampfes blut'ger Spur,
Ferne dem Getös des Krieges
Durch des Hochlands braune Flur.
Herbst war's und die Sonne barg sich
Waldwärts in ein brennend Roth,
Drin der Heimat Dach erglänzte,
Das mir süße Labe bot.

Wieder schritt ich durch die Auen,
Die im Lebensmorgengang,
Als mein Busen jung war, selig
Mir gelächelt, wenn zum Klang
Heimisch froher Abendlieder,
Die die Schaar der Schnitter sang,
Vom Gebirg der Ziege Blöcken
Harmlos an das Ohr mir drang!

Und wir boten uns die Schalen
Süßen Weins; der Heimat Grund
Schwur ich nimmer zu verlassen,
Schwur es mit berauschtem Mund!
Küsse schenkten mir die Kleinen,
Inniglich war ich entzückt,
Und in ihres Herzens Tiefe
Fühlte sich mein Weib beglückt.

„Bleib', o bleib', du bist ermüdet,
Vater, leg' die Rüstung ab!" —
O wie gern hätt' ich erwiedert,
Was die Liebe schmeichelnd gab.
Schmerzlich nahte schon der Morgen
Auf der Dämm'rung schwankem Steg,
Und des Traumes süße Stimme
Schmolz aus meinem Ohr hinweg!

Der Mond.

Ein Harzmärchen.

I.

Vier Handwerksbursche von lustiger Art
Die machten zusammen die Wanderfahrt.

Und als sie Städt' und Länder geseh'n,
Als Meister sollten sie heimwärts geh'n.

Da sprach der Erste: „Um Gott, Kam'rad,
Viel lieber stünd' ich am Schleiferrad!"

Und der Zweite sagte zum Dritten auch:
„Ein Meister ist ein geplagter Gauch."

Und der Dritte rief: „Leb'wohl mein Kind,
Wir fahren davon als wie der Wind."

Der Vierte aber mit klugem Mund
Thät also sich den Gesellen kund:

„Zu Hause wandelt so dunkel die Nacht,
Hat das euch niemals Sorge gemacht?

„Der Mond fehlt längst in unser'm Land,
Drum haben die Leute so dummen Verstand.

„Dort lockt kein Abend mit mildem Glanz,
Kein Spiel im Freien, kein Mummenschanz.

„Hier glänzt die Wiese im Dämmerschein,
Dort schlingen Gespenster den nächtlichen Reih'n.

„Das würde für uns eine schlimme Zeit,
Die Straßen sind eng und die Sümpfe breit!

„Drum ehe wir gehen aus dem Quartier,
Laßt uns den Mond mitnehmen von hier.

„Er leuchte durch's Leben als lustige Wacht,
Hell sei der Tag und heiter die Nacht!"

Da sprachen die Drei: „Herr Bruder, du bist
Der Klügste von uns, vollführe die List."

Der Mond war draußen im finstern Wald,
Hin gingen die Vier und trafen ihn bald.

Denn als sie kamen zum Mühlesteig,
Da saß er auf einem Tannenzweig.

Stieg Einer hinauf und wand ihn los,
Fast war er ein halbes Klafter groß.

Sie schoben ihn flugs in einen Sack
Und trollten sich fort mit dem schweren Pack.

II.

Es zogen die Vier die Kreuz und Quer,
Der Mond, der ward ihnen fast zu schwer.

Einst kamen sie heim, um Mitternacht,
Zur alten Eiche schlichen sie sacht.

Sie banden den Mond auf einen Ast,
Hoch oben schwebte die goldene Last.

Und helle ward's mit einem Mal,
Es dämmern die Berge, es glänzt das Thal.

Es gackert die Henne, es kräht der Hahn,
Sie meinen der Morgen bricht schon an.

Die Leute, die schnarchen in Hof und Haus,
Erwachen und gucken zum Laden hinaus.

Zur alten Eiche rennt ein Schwarm,
Das ganze Dorf geräth in Allarm:

„Seht ihr das Glosten? Der weite Forst
Prasselt als wie ein Zigeunerhorst!“

Fort stürmt die Schaar in blindem Wahn,
Und athemlos glotzt sie das Wunder an.

Der Mond, der scheint so still und klar,
Scheu nimmt das Volk die Gesellen wahr.

Sie sehen sie sitzen am Zauberbaum,
Es kommt ihnen vor, als wär's ein Traum.

Den eigenen Augen trauen sie nicht
Und strecken verwundert das Gesicht:

„Habt ihr dem Teufel zu höllischem Bund
Die Seele verschrieben zur Mittnachtstund'?"

Die Vier aber wußten klugen Bescheid:
„So seid doch ruhig und redet gescheidt!

„Wir kehren zurück von der Wanderschaft
Haben viel in der Welt herumgegafft.

„Weit hinten am Meer liegt ein Gebiet,
Viel besser nicht als Sumpf und Riet.

„Der grimmige Heide, ihr kennt ihn ja,
Der schnurrige Türke wohnt allda.

„Er raucht und flucht euch den ganzen Tag,
Säuft Blut und lebt von Streit und Schlag.

„Dort hinten im letzten Winkel der Welt
Ist gleich dem Tage die Nacht erhellt.

„Die Nacht hat euch ein seltsam Licht,
Dem's nie an Docht und Oel gebricht.

„Es wächst euch wie die Melone gar
Am höchsten Baum, bleibt hundert Jahr.

„In jenem wüsten Haideland
Die bleiche Sonne hie oben stand.

„Wir schoben sie flugs in diesen Sack
Und trollten uns fort mit dem schweren Pack.

„Uns Allen leuchte der Mond jetzund,
Schwarz wandle der Türke, der räudige Hund!“

Da pries das Volk die Genossen laut.
Die waren über die Maßen erbaut,

Und zogen, umringt von Groß und Klein
Zur alten Heimat fröhlich ein.

III.

Am Morgen schon nach jener Nacht
Da waren die Vier als Meister erwacht.

Der volle Mond, ihr Meisterstück,
Lächelte traulich zum neuen Glück.

Nicht lange doch war's von Bestand,
Denn seine Last hat jeder Stand.

Der Eine nahm ein böses Weib,
Die macht' ihm schlechten Zeitvertreib.

Der And're kam in Schuldennoth,
Verdiente kaum sein täglich Brot.

Der Dritte hatte Weib und Kind,
Sie nahm der Tod, ach, zu geschwind!

Der Vierte blieb ein freier Mann,
Sah' Jeden über die Achsel an.

So lebten die Vier in Freud' und Leid
Und thäten beim Glase sich Nachts Bescheid,

Und hämmerten Tag's und klopften viel,
Und trieben des Lebens buntes Spiel.

Und grüßte sie still des Mondes Schein
Am Feierabend beim Apfelwein,

Dann schmolzen die Sorgen, die Jeder trug,
Und tauchten hinunter in den Krug;

Hervor aber ging ihnen jene Welt,
Von rosigem Zauberschein erhellt,

Wo sie als Gesellen noch frisch und frank
Gespottet der Sorgen in Scherz und Schwank.

Dann schaute der Mond sie so traurig an,
Fast war es um ihre Lust gethan.

Da war's, daß Einer zum Andern sprach,
Als ihm das Herz in Wehmuth brach:

„Fahr' einst ich zu den Todten hinab,
Legt mir ein Stück vom Mond in's Grab!"

Und schweigend gaben sie sich die Hand,
Stieg Einer von ihnen in's schwarze Land,

Sollt' ihm ein holder Viertelsschein
Vom Mond zur Kurzweil begraben sein!

So lebten die Vier in Freud' und Leid
Und thäten sich Nachts beim Glase Bescheid,

Und hämmerten Tag's und klopften viel,
Und trieben des Lebens buntes Spiel.

IV.

Der Mond sah durch des Waldes Thor
Allnächtlich in vollem Glanz hervor.

Bald wurd' er Freund mit Jedermann,
Blickt' Alle heitern Auges an.

Nur Dieb' und Mörder scheuten sich,
Wenn neben ihnen ein Schatten schlich.

Doch keucht' ein Mensch in Holz und Feld, —
Er hat ihm seinen Weg erhellt,

Hat dem geleuchtet durch Sumpf und Moor,
Der kummerschwer die Straße verlor.

Dem Kranken auf der Lagerstatt,
Der seufzt und ringt, zum Sterben matt:

Er füllt ihm die Seele mit Himmelslicht
Und spricht zu ihm: „Du, fürcht' dich nicht!"

Wo ihm, von Rebensaft berauscht,
Ein Zecher sang, hat er gelauscht,

Und still gelacht, wenn schauerlich schön
Ein Mops gebellt mit Wuthgestöhn.

Doch manchen Burschen und manche Maid
Hat er genarrt, — es that ihm leid!

Er hat sie mit leeren Träumen berückt,
Den Busen geschwellt und das Hirn verrückt.

Und kamen sie wieder voll Kummer und Wahn,
Er lächelte nur sie freundlich an,

Als wäre zum Mindesten Nichts gescheh'n,
Und könnten sie froh des Weges geh'n.

Auf der Welle des Baches schaukelt sein Bild
So zaub'risch rein, so engelmild.

Was Jene verloren an Lieb' und Treu,
Wohl möcht' er's spenden ewig neu.

Sie nehmen den trüglichen Geistergruß
Wie einen langen Liebeskuß. —

Mitleidig täuscht er ihr armes Herz
Und wiegt in Schlummer den wilden Schmerz!

Liegt dann die Welt in später Ruh',
Schaut er der träumenden selig zu.

In goldener Reinheit weckt sein Glanz
Die Elfen auf zum schimmernden Tanz;

Er zündet dem durstigen Hirsch zum Quell
Und machet Schlucht und Tobel hell.

V.

Lang hatten die Vier sich umgethan,
Da trat der Tod den Jüngsten an.

Schnitt Einer vom Mond ein Viertel ab
Und legt' es dem Freund in's dunkle Grab.

Dem Ersten folgte der Zweite bald,
Der Dritte ging mit dem Laub im Wald.

Da nahm das Mondlicht ab zur Stund'.
Und als der Vierte lag im Grund,

War's wieder finster am ganzen Harz,
Die Wälder starrten wie Pech so schwarz.

Doch unter der Erde bei Stock und Stein
Da ward es helle vom Mondenschein.

Darob erwachten die Todten all'
Und klagten laut in verworrenem Hall,

Daß sie so lange Nichts hätten geseh'n,
Und wollten vor Freuden schier vergeh'n.

Und gingen im bleichen Mondenglanz
Auf die Todtenwiese zu Spiel und Tanz;

Und gingen in's Wirthshaus nach wie vor
Und tranken sich voll am Höllenthor;

Und gingen mit Knitteln auf einander los,
Und bläuten sich durch und machten sich groß.

In der Todtenschenke ging's aus und ein,
Die Jungfer Hel kredenzte den Wein.

Bei Geigenklang und Pfeifenton
Boten die Todten dem Leben Hohn.

Ein Lärm stieg auf von der tobenden Schaar,
Wie nie noch auf Erden gewesen war.

VI.

Zum Himmel schlug der Tumult empor.
Da meinte Petrus am goldenen Thor,

Es hätte der Feind das Königreich
Den Schaaren entwandt, und wurde bleich;

Ließ Sturmmarsch blasen von höchster Wacht
Und entbot die ganze Himmelsmacht,

Und stunden fest in Waffen und Wehr,
Ein schmuckes, silbergegürtetes Heer,

Und harrten, — bis endlich das Warten verdroß.
Da setzte sich Petrus auf sein Roß,

Auf den schnee'gen Schimmel mit Demantgebiß,
Der strahlend fährt durch die Finsterniß,

Und jagte zum Himmelsthor hinaus
In der Nacht und des Abgrunds feuchten Graus.

Dort setzt' er auf's Neue die Todten in Haft,
In die lange, dunkle Gefangenschaft,

In die Gräber, an ihren Schlummerort; —
Den Mond aber nahm er mit sich fort,

Galoppirte zurück in glänzendem Lauf
Und hing ihn oben am Himmel auf.

Circe.

Im Thurmgemach des königlichen Schlosses
Im Park zu Versailles sinket im Kamin
Die späte Gluth. Mit ihren Schatten hat
Die feuchte Nacht sich draußen hingelagert
Auf jener Gärten künstlich Wunderwerk,
Das jeden Wand'rer in Entzücken setzt,
Hat Baum und Laub und Strauch zu dunklen Massen
Verschmolzen, die das Auge nun erschrecken,
Dem sie am Tage Reiz und Lust gewährten.

Von dem Balkon, wo es den Duft gesogen,
Den träumend die Natur emporgehaucht
Aus einem Meer von jungen Frühlingsblüthen,
War längst ein glühend Herz zurückgetreten
In des Gemaches Einsamkeit, — ein Herz
Gehüllt in eines Engels schnee'gen Leib,
Des Göttersiegels Glanz auf hoher Stirne.
Die Circe Frankreichs, Frau von Pompadour, —

Hat je ein größer Weib, als sie, mit Netzen
Der Zauberei und List ein Reich erobert?
Erhaben über Gallien's Königin,
Da sie des Herrschers Sinn nach Willen lenkt
Und straff die Fäden anzieht, die Europa's
Geschicke knüpfen an das eig'ne Land,
Zerfleischet doch dies Herz der bitt're Kummer!

Ein stummer Wink der Hand entfernt die Zofen.
Der Glieder üpp'gen Reiz auf weichen Sammt
Gebettet in des Armstuhls halber Rundung
Läßt in Gedanken sie die Flamme sterben,
Die ihren kleinen Fuß erwärmt; am Boden
Liegt Voltaire's, ihres Gottes, jüngste Schöpfung,
Der Witz des Mannes, dessen scharfer Geist
Mit seinen ewig frischen Lebensquellen
Im weiten Frankreich einzig nur in ihr
Und ihrer wunderbaren Phantasie
Das nöthige Verständniß sonst gefunden;
Die Lampe flackert, wie das Leben eines
Verfehmten Sünders, das nun bald erlöscht, —
Sie merkt es nicht, ihr glänzend Auge starrt
Hinaus in des Gemaches dunkle Tiefe,
Als ob sie dort in trüben Bildern läse
Des stummen Schicksals bleiche Mumienschrift.

Vorüber an dem innern Auge gleitet
Die Zeit, in der sie so viel tollen Spuck

Getrieben in der Liebe Blumenwegen,
Als Jugend und als Schönheit fertig bringt.
Die Bilder jener Männer steigen auf,
Die sie, wann arglos erst der trunk'ne Sinn
Als Göttin sie verehrt und angebetet,
Gleich wie die Heiden thun mit den Pagoden,
Herzlos sodann in's Nichts zurückgestoßen!
Ihr grauet vor dem Hinterhalt der Brust,
Wo neben dem, was laut wir sonst bekennen,
Das And're schleicht, das stumm sich niederlegt,
Bis es ein Ton von Außen jählings weckt
Und es mit sanfter, fleh'nder Miene wagt,
Ein dauernd Recht zum Bleiben sich zu heischen!

So war genaht ihr das Verderben; klein
Und unanscheinbar erst, ein Scherz, ein Spott,
Mit unbewehrtem Herzen aufgenommen,
Allmälig dann gereift zu jenem Mittel,
Womit die Hölle siegend uns umstrickt,
Zur Macht der unbezwinglichen Gewohnheit,
Die sie gelehrt, dem Truge zu vertrauen,
Zu täuschen mit geheuchelter Empfindung,
Das fremde Herz aus dem Versteck zu locken
Und dann, gelangweilt, schnell sich abzuwenden!
In ihrer Seele lebte das Gebet,
Der himmlischen Gestirne Wiederschein, —
Jetzt geht ein lüstern brennend Feuer aus
Von ihrem Blick, der Glanz der Lavaflamme

Aus jener unermess'nen Kratertiefe,
Darin der ird'sche Stoff des Leibes kocht
Und schäumend aufsprüht an den blauen Himmel.

„Unselig Weib!" ruft sie, hinweggerafft
Vom wilden Strom entfesselter Gedanken,
„Unselig Weib, das seine heil'gen Reize
Von seiner Seele trennt! — O hätt' er mich
Gewählt, den ich zuerst in's Heiligthum
Der jugendlichen Neigung eingeschlossen!
Wär' ich sein Weib geworden! Nie mehr wieder
Hab' ich geliebt! An diesen Hof, wo schon
Die Luft zum Welken bringt der Unschuld Blüthe,
Hat mich das Schicksal ausgespie'n! Ich sank,
Indem ich stieg; ich wollte Rache, ha, —
Sie mußten seufzen lernen, als mein Leben
Nach süßem Tändeln nun zertrümmert lag,
Sie Alle, deren Werben mir verhaßt,
Und deren Schmeichelei mir widrig war!
Mein Ziel lag höher; Macht mußt' ich gewinnen,
Die Oede meines Geistes auszufüllen,
Die Todesklagen des gekränkten Busens
Zu übertönen mit dem Schrei der Lust,
Und das verletzte Recht des Herzens zu verwandeln
In jenes allumfassende Gefühl,
Das durch den Scepter Allen sucht zu geben,
Was ewig nie mir selber wieder blüht!

„Ich hab's versucht! An eines Thrones Stufen
Mußt' ich erst stehn, bevor der blinde Knäuel,
Den sie Gewalt von Gottes Gnaden nennen,
Dem späh'nden Geiste planvoll sich entwirrt!
Ich griff hinein, — warum sollt' ich nicht thun,
Was hundert And're nur viel schlechter thaten?
Ich sä'te Zwiespalt in des Feindes Acker;
Der Herrschsucht Höllenwaffen, Neid, Kabale,
Das blinde, gift'ge Scheusal Eifersucht,
Geheimniß, das auf falsche Fährte weist,
Den Pfeil des Lächerlichen und die Bombe
Des tück'schen Witzes, die zerplatzend tödtet, —
Ich wandte sie auf's Haupt der eigenen
Erfinder, und den Argwohn des Verstandes
Verschmäht' ich nicht durch Grazie zu besiegen,
Die meinem Wort der Hohheit Siegel lieh.
O Gott, wie nah' grenzt Herrschaft an den Teufel!
Und doch fühlt' ich ein Etwas stets in mir,
Das zu mir sprach und heut und immer spricht:
Was Frankreich groß gemacht in dem Jahrhundert,
Der Geist war's nicht, der klug den Geist gebunden, —
Dein unglückselig Herz hat es errungen
Und deine Liebe rief es auf zum Leben!

„Ein Licht, aufquellend aus der Seele Grund,
Schmolz der Verachtung Eis, das mich umstarrte:
Der Zukunft Sonne war's, die diese Erde
Mit Heil und meinen Geist mit Muth getränkt!

Ich habe vorwärts nur den Blick gewandt,
Ich trat auf der Verläumdung eckle Natter,
Durch das Gestrüpp des Eigennutzes hab' ich
Mir Weg gemacht, das Vorurtheil entwurzelt,
Und keinen Segen, keinen Dank geerntet, —
Das rohe Wort der Schmähung fiel mir zu
Für Uebel, die der Tadler selbst verschuldet!

„Hinweg von mir, verschüchterte Gedanken,
Die ihr wie Dohlen meinen Sinn umschwärmt,
Des dunklen Erdgeists jagende Herolde,
Die nur den Pöbel, nicht den Kräft'gen schrecken!
Ihr krächzet immer mir dasselbe Lied
In stillen Nächten vor: An deiner That,
An deines Willens opferkühnem Wagen,
An deiner Einsicht sonnenreinem Glanz,
An deiner Seele Glühen klebt ein Makel! . . .
— — — — — — — — — — — —
Hinweg! Hinweg! Ihr seid nicht Richter mir,
Ihr seid der Wiederhall nur jener Knechte,
Die von der Wucht des fesselnden Gesetzes
Erdrückt, den Odem nicht der Freiheit spüren,
Und, abgelenkt vom Irrwisch hohler Ehre,
Der träum'risch über ihre Seelen huscht,
Die gold'nen Sterne selbst am Himmel schelten!

„Ich träumte nie, dies nächtliche Geschwader
Im Morgenroth der Zukunft zu versöhnen;

Es bleibt sich selber gleich, ich kenn' es wohl!
Doch auf den Höhen, die der Fuß erstiegen,
Wo And're schwindeln und mit Zagen schauen
Zur Tiefe, wird die Einsamkeit zur Qual;
Wir streben einer Seele zu begegnen,
Die also fühlt wie wir und mit uns strebt,
In deren Größe wir uns selbst erkennen
Und unsern Werth verdoppelt in uns fühlen!
Ich fand sie, — fand sie auf dem Thron; warum,
Als ich bewundernd vor der Hohen stand,
Stieß Maria Theresia mich zurück?
Ich liebte sie! Zur einz'gen Frau, die mich
Verstehen konnte, blickt' ich auf und bat
Um Liebe sie; ihr Haß, ihr Widerstand
Gab neue Nahrung nur den alten Schmerzen,
Die zu Dämonen wurden, — o wie bitter,
Wie bitter ist's: das Gute heiß zu wollen,
Es in der Brust als Sehnsucht tief zu tragen,
Und doch der Besten Liebe zu entbehren!!

„Lang nährt' ich jenen Stolz, der die Verkennung
Uns abwehrt, wie ein Burgwall von Granit;
Jedoch, was kann die Wehr nach Außen frommen,
Wenn dir des Herzens ungestümer Drang
Von Innen immer wieder Bresche schießt?
Ich mußte grollen; jeden Schritt wies ich
Zurück, der Oestreich uns verbünden konnte,
Und mehr als je lern' ich es heute fassen,

Daß Lieb' und Rache nur Geschwister sind,
So sehr sich gleichend und so ganz verwandt,
Daß Liebeskummer nur durch Rache heilt!
Warum Verachtung mir? Wenn aus dem Blut
Der Bourbons die Natur mich nicht gefürstet,
War's ein Versehn der Zeit, der alten Amme,
Daß sie an ihrer Brust mich großgesäugt
Und mir in's Herz geflößt ein königlich
Vertrauen auf des Geistes heilig Anrecht!
Trägt die Natur in ihrem Wappenschild
Nicht älteres Gepräg', als dieses Weib
Aus Habsburg's adelstolzem Grafenstamm?
Ich liebte sie, jetzt könnt' ich rächen mich
An ihren eig'nen Landen, — ja, die Kaiserin
Soll diesen Stachel fühlen! Größer als
Die Fremde von der Pompadour gedacht,
Denk' ich von mir und Frankreich! Ist's nicht besser,
Wenn beide Länder, statt argwöhnisch nur
Sich zu belauern, ihre Kraft, von aller
Gemachten Hemmung frei, nach Innen wenden
Und aus der Asche des verjährten Zorns
Des Friedens Reis zu schön'rer Blüthe treiben?

„So falle denn, des Hasses morsche Wand!
Und mit dir falle der Statist, dem ich
Die Rolle zugetheilt, den Haß zu schüren.
Du armer Abbé, blöder Schleicher Bernis,
Du hast mir Spaß gemacht, wenn du den alten,

Gedankenklepper fast zu Schanden rittest,
Um meinem Groll zu dienen; jetzt soll er
Sein wohlverdientes Gnadenbrod empfangen!
Noch diese Nacht will ich's vom König fordern, —
Es steige Choiseul; meine Feinde werden
In ihm den Gegner finden, den sie fürchten,
Und Oestreich soll durch ihn, den Freund, erfahren,
Mein Werk allein sei jede Gunst und Rücksicht,
Die unser Diener ihm erzeigen wird!"

So rauscht der Strom der schwellenden Gedanken
In tiefer Nacht durch dieses Weibes Seele.
Entschlossen stürzt er endlich über'n Felsen,
Der hohlgewaschen sich entgegenstemmt,
Und schleicht, in sich vertosend, trägern Ganges
Durch's mondbeglänzte Feld der Träume nun.
Sie ruht und schweigt und träumt im Wachen,
Und endlich schlummert sie. . . . So liegt ein Kind,
Das eigensinnig schmollte, weil die Mutter
Dem Schwesterchen ein paar Korallen gab,
Am öden Strand, und klagt und weint und schluchzt,
Bis es der Schlaf in seine Arme nimmt,
Und es, vom Kummer halb und halb vom Himmel
Zu milder Engelsschönheit angehaucht,
Vom Uferrand glücksel'ger Inseln träumt,
Im Lockengold die duft'ge Wange bergend,
In Wonne lächelnd, daß der Zähne Schmelz
Verstohlen schimmert durch die Purpurlippen,

Indeß die See im Mittag glänzt und schweigt
Und, von den trägen Winden sanft gehoben,
Durch Kiesel sich verschlürft, nur dann und wann
Des ros'gen Fußes Marmorzehe netzend.

Und wie die Mutter dann, das arme Fischerweib,
Entzückt den wilden, schönen Liebling findet
Und staunend sich zu ihm herniederbeugt, —
So steht der König jetzt, in später Stunde
Heimkehrend aus Paris zum Zauberschlosse,
Noch vor der Schlummernden mit stummer Lust.

Nicht Knospe mehr, zur Blume ausgereift,
Trägt ihre Schönheit jenen kräft'gen Zug
Des stolzen Selbstgefühls, und jene Ruhe
Der reinen Form, die, sonst nur Göttern eigen,
Die holden Reize unvergänglich machen.
Verloren in der Stirne hohen Ernst,
In ihrer Haare losgewund'ne Locken,
Die vor des Nackens Kraft, wie dunkle Wellen
Vom weißen Marmorfelsen, rückwärts quollen
Und glänzend nackt die volle Schulter zeigen,
Matt in dem Licht der Silbermuschel strahlend, —
Verloren in den Anblick dieses Himmels,
Der ob des Busens Hölle breit sich wölbt,
Schwört König Ludwig mit berauschten Sinnen:
„Nie gab's ein Weib, so würdig, um zu herrschen!
Wärst du der Engel auch der Finsterniß,

Wie es die Pfaffen oft in's Ohr sich raunen,
Den Thron gäb' ich, dich ewig zu besitzen!"

Bei diesen Worten, lautlos bloß gedacht,
Erwacht sie, lächelt, hebt den Arm empor
Halb wie zum Gruß, halb schmollend wie zur Abwehr
Des späten Gastes, spricht und lächelt wieder:
„Ist's recht, den guten Traumgott zu verscheuchen,
Der uns im Schlaf so wunderreich beschenkt,
Wie nie ein Fürst auf Erden noch gethan?"

„Sind wir so arm an Liebe denn," entgegnet
Der König huldvoll, „daß wir nicht vermögen
An's wache Leben dauernd festzuknüpfen,
Was so ein Schattenkönig leicht verspricht?" —

„O Sire, warum sind uns're Wünsche stets
Die Ausgeburten eines schönen Traums,
Den wir im Wachen, wie im Schlummer nähren?
Was ich geträumt nahm ich herüber aus
Des Tages gluterfülltem Sorgenkelch,
Ein Tropfen Mohnsaft, der die Bisse heilt
Des gift'gen Wurms aus der Verkennung Boden.
Der Neid, er zeigt mir frecher stets das Antlitz
Voll Gelb und Sünde; die Verschwörung schleicht
Auf Socken um mich; mit durchseufzten Nächten
Ist mir der sich're Tag erkauft, den ich
Vorüberlächle, — wenn ein holder Wahn

Im Schlummer dann die straffe Seele löset,
Bin ich nicht glücklich? O, gäb's kein Erwachen! —
So aber bleibt ein ew'ger Widerspruch
Dies arme Leben, das wir zwischen heut
Und morgen, zwischen Glanz und Elend führen!
Wer doch ist glücklich, wenn er für die Kraft,
Die ihn erfüllt, nicht Raum und Weite findet?
Und Frankreich's Muth wird von der dürren Hand
Des schwachen Bernis länger noch gezügelt!?
Doch nein, — im Traume sah ich ihn gestürzt
Und Choiseul's Stern sah ich erglüh'n im Aufgang
Ob dieser mütterlichen Flur; ich weinte
Voll Jubel, denn ein Zaum für meine Feinde,
Ein Pfeil für Eure war der Herzog längst,
Eh' ihn die Hand der Pompadour ergriff.
Mein Traum ist aus, mein Glück hat nirgends Dauer!"
„Du irrst dich," spricht der König. „Große Menschen
Sind auch in ihren Träumen schön und wahr.
So sei's, wie du geträumt. Der Abbé wird
Entlassen diesen Morgen."

Der nächste Augenblick sieht höher athmend
Das schönste Weib an eines Königs Brust;
Er trinkt vom heißen Mund der Liebe Kuß,
Sie schwelgt in Rache, Rach' ist ihr Genuß.



Natur und Heimat.

O grüner Strahl, o heil'ges Frühlingslicht,
Euch fließet meines Herzens gold'ne Welle;
Gegrüßt, gegrüßt! der Himmel täuschet nicht
Und ewig bleibt er der Begeist'rung Quelle!

Neuer Lenz.

Holder Friede, stille Lust,
Wogt ihr wieder durch die Brust?
Weinen möcht' ich, niedersinken,
Wenn im Säuselspiel der Luft,
In des Abends gold'nem Duft
Blüthenbäume mailich winken.

Mit der Wolke möcht' ich flieh'n,
In die blaue Ferne zieh'n!
Mit der Lerche möcht' ich singen,
Auf beglücktem Wanderzug
Mit der Sehnsucht raschem Flug
In den hellen Aether dringen!

Feuer, das am Firmament,
Das in jedem Busche brennt;
Stilles Lächeln, hingeschrieben
In des Auges sanfte Gluth,
In des Herzens volle Fluth, —
Warum sollt' ich euch nicht lieben?

Helle.

Ein warmer Regen hat das Tuch zerschlissen,
Das leichenfahl vom grauen Himmel hing;
Der trübe Nebel, der den Blick umfing,
Ein milder Hauch hat ihn entzwei gerissen.

Ein Hauch wie Liebe fast in Todeskälte, —
Wenn sich das Herz verschließt der rauhen Zeit
Und, in sich selbst verloren, weit und breit
Ach, keinen Freund entdeckt, den es sich wählte.

Weiß glüh'n die Strahlen; flüssig Silber gießen
Sie durch den reingewasch'nen Aether her;
Leb' auf, o Herz, sei nicht mehr bang und schwer,
Da Licht und Bläue so dich überfließen!

Ja, wolkenlos, den letzten Saum umschlingend,
Schwebt mein Gemüth dahin im luft'gen Kahn,
Fast mädchenhaft und schüchtern wie ein Schwan
Mit leisem Schlag zum fernsten Ufer ringend.

Sonnenuntergang.

Der heiße Tag hat ausgeblüht,
Die Fürstin steigt von ihrem Throne
Und legt, von Purpur überglüht,
Jetzt ab die diamant'ne Krone.

Sie geht; es trägt das Abendroth
Ihr des Gewandes farb'ge Schleppe,
Sie eilt zu sterben, — jenseits loht
Ihr Glanz schon heimlich ob der Steppe.

Ein Goldnetz wirft sie um das Haar
Am schwarzen Rand des Sarkophages;
Fern schifft der Mond her, silberklar,
Und weint der Mutter nach des Tages.

Ein lodernd Ilion an Pracht
Brennt ihre Wolkenstadt zusammen;
Der Himmel trauert, und die Nacht
Erblaßt ob diesen blut'gen Flammen.

Abendbild.

De Himmel stieg mit Schauern
Herab zum Kuß,
Erfrischt hat er die Auen
Im Segensguß.

Der Bergwald trägt die Tannen
So frei und stolz,
Volltönig schlägt die Amsel
Im jungen Holz;

Durch grüne Wipfel schimmert
Des Seees Pracht,
Aus dem entwölkten Aether
Der Abend lacht.

Und du, was säumst du länger,
Du feuchter Stern?
O holder Liebesbote
Sei mir nicht fern!

Tropensommer.

Zum glüh'nden Herd der Wüste bist du worden,
Blaßgelber Aether, mit dem Sonnenfeuer,
Das sengend leckt an uns'rer Erde Borden,
Der du ein Nährer sonst und ein Erfreuer!

Vergebens an dem gluthерfüllten Bogen
Irrt unser Blick umher nach der Oase,
Die regenduftig aus den Flammenwogen
Sich senkte an des Sommers staub'ge Straße.

Ihr silbergrauen Wolken, ihr Kameele
Des Himmels, mit dem Wasserschlauch befrachtet,
Seid ihr verirrt? Lechzt eure trock'ne Kehle
Nach der Genossen Thau, die kaum verschmachtet? —

Gebeugt sinkt unser Haupt herab. Ein Streifen
Am fernen Horizont gibt Hoffnungsflimmer;
Doch wie im weißen Haikh Araber schweifen
Durch's Dämmergrau, flieht jach der falsche Schimmer.

In diesem Flammenkuß stirbt der Gedanke
Wie lodernd Wachs vor eines Königs Siegel,
Und das Gebet wie die Lianenranke,
Streift sie ein Waldbrand mit dem rothen Flügel.

Herbstabend
am Zürichsee.

So lieb' ich euch, ihr schönen Tage,
An Farben reich und sonn'gem Duft,
Wenn noch in eisumstarrter Kluft
Der Winter schläft mit seiner Plage.

Des Südens warmer Odem hauchet
Im heitergrünen Aethermeer
Der Wolken Segel vor sich her,
Indeß der Pol von Nebel rauchet.

Ein Mückentanz wogt auf dem Strahle,
Der rothbraun alle Wipfel säumt,
Und, wo ein Herz vom Tode träumt,
Es sanft erhellt zum letzten Male.

Wie eine weiche Hand uns greifet,
Kömmt mir des Abends lauer Gruß,
Wenn er mit seinem gold'nen Kuß
Das tiefe Grün der Wiese streifet.

Es glänzt der See; die Berge glimmern
Im sammetgrauen Lichtgewand,
Und ob des Felsens zack'ger Wand
Des Mondes junge Hörner flimmern.

Herbstempfindung.

Der du das erhitzte Blut
Sanft durch Morgennebel kühlest,
Deines Bades frische Welle
Tief bis in das Herz mir spülest,
Klarer Herbst, sei mir gegrüßt!

Schwelger, Sommer, fahre hin,
Noch ist Wärme, noch ist Helle,
Noch durch fette grüne Weide
Rieselt lustig Bach und Quelle,
Klarer Herbst, sei mir gegrüßt!

Wieder durch der Seele Grund
Wogen kräftige Gestalten,
Aus zerriß'nem Nebel schreiten
Sie den Göttern gleich, den alten,
Klarer Herbst, sei mir gegrüßt!

Purpurn, blau, von Duft umhaucht
Seh' ich's aus dem Laube winken,
Und du brichst die süßen Früchte,
Daß wir froh mit Göttern trinken,
Klarer Herbst, sei mir gegrüßt!

Spätherbst.

Wie ist die Welt so grau und feucht,
Ein kalter Thau netzt jedes Blatt,
Und was sich lang gesonnet hat,
Geht bald zu Grabe, wie mir däucht.

Die Nebel kriechen über's Land,
Schwerathmend geht der Ackersmann
Im nassen Feld, langt dann und wann
An's Auge mit der dürren Hand.

Verschleiert in dem Nebelmeer
Steht Busch und Rebe, Blum' und Baum,
Es war ein schöner, schöner Traum,
Hin ist er, ohne Wiederkehr!

Fort ist das Licht, rauh bläst der Wind,
Die Krähen singen heiser drein, —
Nur uns'rer Liebe gold'ner Schein
Ist noch geblieben, süßes Kind!

An die Natur

bei ihrem Ersterben.

Von allem Glück, das ich bei dir genossen,
Ist die Erinnerung so frisch und klar;
O schöne Zeit! Mit raschen Flügelrossen
Flohst du, ein Weib mit aufgelöstem Haar,
Verweinten Auges dich von Gräbern hebend,
Verwelkt, verblüht, ein Geist im Winde schwebend!

Der Schönheit Diadem, die duft'ge Myrthe,
Die deine Schläfe trug im gold'nen Mai,
Sie grünt nicht mehr; die einst so fröhlich schwirrte,
Der Liebe Turteltaube flog vorbei
Der öden Hütte, dran der Herbststurm rüttelt,
Der jetzt den Wald mit feuchter Schwinge schüttelt.

Ein traumhaft Leuchten fliegt ob fernen Matten,
Ein letztes mildes Lächeln steigt herein
Auf diese Welt voll Trümmer und voll Schatten
Und schleicht und spielt durch den entfärbten Hain, —
Ein stummer Blick, ein letzter Trostgedanke,
Dem die erstarrte Lippe ward zur Schranke.

O fahler Schimmer, kahler Saum der Berge,
Du Wolkenmeer, zur grauen Fluth geballt,
Ob euch schifft jetzt der Tod, der bleiche Ferge,
Der niemals stirbt und nie wird matt und alt!
Nie reißt sein Segel; in den sichern Hafen
Bringt er die Wand'rer all, und legt sie schlafen.

Im März.

Wie eine leichte, weiße Binde
Das Mütterchen in's Haar sich legt
Und still die dumpfen Schmerzen trägt
Sammt ihrem trüben Hofgesinde:

So trägst du heut um deine Stirne,
Du schmerzenreichere Natur,
Vom Winter einen Streifen nur,
Der flatternd hängt an höchster Firne.

O trage nur das Schmerzenszeichen
Zu deinem hohen Mutterglück,
Bald kommt der Frühling dir zurück
Und alles Dunkel muß entweichen!

Dann blick' auch ich mit frischen Sinnen
Zum Himmel, wenn der Murmelbach
Neu durch das Thal schwätzt, denn das Ach
Muß vor der Liebe Hauch zerrinnen!

Mein Herz ist im Blühen.

Mein Herz ist im Blühen, mein Herz ist im Licht,
Im wonnigen Liebesmai;
Verstummet, Klagen, in meinem Gedicht,
Wenn der Himmel herabsieht mit heiter'm Gesicht,
Ertöne die frohe Schalmei!

Mein Herz ist im Blühen, mein Herz ist im Glück,
O seliger Frühlingstag!
Gelöst ist des Winters erstarrender Blick,
Es kehret der Lenz und die Liebe zurück
Und die Nachtigall flötet im Hag!

Mein Herz ist im Blühen, mein Herz ist im Duft,
O heiliger Kindestraum!
Ich schwinge mich über die bläuliche Kluft,
Ich trinke des Aethers sonnige Luft
Am unendlichen Himmelssaum!

Elegie.

Du schöner Baum, wie ist die Pracht,
Die einst den stolzen Wuchs geschmücket,
Nach einer glühend heißen Schlacht
Hinab zur Erde jetzt gebücket!
Aus tausend Wunden quillt das Blut
Des königlichen Leibes stille,
Am Boden klebt dein frischer Muth,
Dein wolkenhoher, mächt'ger Wille.

Erst wurzelte noch fest dein Stamm
Und stieg mit Majestät zum Himmel,
Und lächelte zum Hafendamm
Und auf der Straße bunt Gewimmel!
Jahrhunderte hast du geblickt
In's wirre Treiben großer Tage,
Hast uns're Väter oft erquickt
In ihrem Glück, in ihrer Plage.

An deinem Fuße saß das Kind,
Dem spielend seine Zeit verronnen;
Du wehtest manches Blatt ihm lind
Herab, erglüht in Lenzeswonnen!
Der Bettler schlief in deinem Zelt
Und dachte nicht an seine Blöße,
Lag ihm doch offen hier die Welt
Und ihres Reizes stille Größe.

Die Höckerin, als treuer Gast,
Saß gern umsonst bei dir zur Miethe,
Daß sie in schwüler Sommerlast
Die gold'ne Frucht dem Waller biete;
Er labte sich am hellen Grün
Und fühlt' im Wehen deines Daches
Entschwinden seiner Stirne Glüh'n,
Als wie beim Rieseln eines Baches.

Doch hat nicht friedlich stets gekost
Im vollen Zweig die Schaar der Weste;
Wild haben Wetter auch getost
Im hochgewölbten Bau der Aeste.
Sie rissen dir den stärksten Arm
Zersplittert weg vom treuen Herzen,
Du aber trugest lebenswarm
Mit lichter Krone diese Schmerzen.

So sinkt ein Herz nur nach und nach
Mit seiner Träume Pracht zu Grabe,
Fest stehet es im Ungemach
Und streut umher des Himmels Gabe;
Die Schlechten nur, sie sagen kalt:
„Dahin sind ihm des Markes Säfte,
Es hat des Zeitensturms Gewalt
Geknickt die Fülle seiner Kräfte!“

Geknickt, geknickt! — Ihm aber schleicht
Im Busen schon das neue Leben,
Die letzten Rinden sind erweicht
Vom Frühlingswein, o süßes Beben,
Das jetzt in ahnungsreicher Kraft
Aus bitt'rer Wurzel steigt und glühet
Und oben in der Krone schafft,
Daß sie in Silberschaum erblühet!

So wolltest du, o Lindenbaum,
Bald wieder deine Zweige schmücken
Und uns im Friedensmaientraum
Mit deinem Glanze neu entzücken, —
Da sank des Himmels Spielgenoß,
Gepflanzt, geheiligt von den Ahnen
In einer bessern Zeit, ein Sproß
Aus dem Geschlechte der Titanen!

Natur und Glaube, Geist, Genie,
Sie müssen sich dem Eisen fügen;
Kein Hain grünt mehr der Poesie,
Kein Baum der Künstler Aschenkrügen, —
O fraget nicht, warum der Klang
Der Aexte mir das Herz durchschnitten,
Der Schrei der Dryas war so bang,
Bis sie, verblutend, ausgelitten!

Post tenebras.

1848.

„Heil Sparta's rauhen Kriegern,
Heil Theben's junger Schaar,
Heil, denen Marathon's Eb'ne
Des Ruhmes Bette war;
Heil, deren Leichen wälzte
Das Meer an Salamis Strand,
Ob deren Siegen glühend
Der Freiheit Morgen stand!"

„Sie trug des Sängers Flügel
Hoch über Zeit und Welt,
Er setzte ihre Sterne
Wohl an des Himmels Zelt,
Er sang von ihres Lebens
Unsterblicher Heiterkeit,
Darin die Jugend ewig
Der Helden sich erneut!"

„Heil, deren Urnen ruhmvoll
Italiens Stolz bewacht,
Die fern im Afrersande
Schlugen die heiße Schlacht:
Der alten Römerkrieger
Biderbes Heldengeschlecht
Verachtete den Sclaven,
Der nur des Freien Knecht!“

„Noch wird aus grauen Zeiten
Ihr hoher Muth dir kund,
Verklärt von der Geschichte
Getreuer Geistermund;
Noch tönt in ihrer Dichtung
Des Schwertes scharfer Klang,
Der einst der Erde weites
Bewohntes Rund bezwang!“

„Mit ihnen um die Palme
Wirbt keck Germanien's Sohn;
Es ritten seine Recken
Vom Rheine bis zum Don.
Wie riesig grüßt vor Allen
Im Teutoburgerwald
Des feurigen Herman's edle,
Hochstämmige Gestalt!“

„Ihm und Thusneldens Liebe
Erblühte manch ein Sproß,
Der Hohenstaufenkaiser
Hochsinniger Genoß;
Ihr wehrhaft mannlich Streiten
Verdunkelt keine Nacht, —
Schon naht der Tag, wo golden
Die Sonne wieder lacht!

Du weißt wie Tell geliebet, —
Getrost, die Rinde bricht,
Sang doch ein deutscher Barde
Der Freiheit Hochgedicht!
Wohl liegt noch manche Perle
Tief in der Alpen Grund,
Mach' ihren Glanz dem Volke,
Dem du entsprossen, kund.

„O Sohn, ich bin die Mutter,
(Erkennest du mich nun?)
An deren Brust du selig
Als Kind schon mochtest ruh'n;
Verloren ist das Leben,
Dem nie die Krone winkt,
Die schönste ist des Sängers,
Die nur von Laub erblinkt!" —

Die Muse spricht es lächelnd
Aus duft'ger Wolken Glanz,
In wundersamer Schöne
Hebt sie den Eichenkranz
Und zeigt ihn aus der Ferne;
Durch ihres Wortes Macht
War alsobald im Herzen
Die Liebe frisch erwacht.

Ihr Auge, sonnig strahlend,
Voll Huld und voller Kraft,
Durchglühte mir das Dunkel
Der Seele zauberhaft;
Es schlugen die alten Flammen
Hervor in goldenem Schein, —
Die Mutter aber stieg wieder
In's Morgenroth hinein.

Als jüngst im fernen Osten
Der Ungar sich erhob,
Der Roßhirt über die Haide
Mit wilden Stuten schnob,
Die Pußten jubelnd sangen:
„Es lebe der Huszar!"
Die feige Welt nicht wußte,
Ob's Traum, ob's Leben war, —

Und dann des Stromes Brausen
Im Sande sich verlief,
Der erst wie Schlachtendonner
Aus tausend Schlünden rief:
Da hatt' ich sie zerschlagen
An grauer Felsenwand
Die Leier und die Hoffnung,
Die mich an's Leben band!

So senket traurig nieder
Das starke Flügelpaar
Des obersten der Götter
Geliebter Sonnenaar,
Wenn eines Helden Leiche
Den Raben liegt zum Fraß,
Den zu beschützen Zeus
Der Retter, nur vergaß.

Kennst du wohl jene Schmerzen,
Die in des Mannes Brust
Aus solchem Harm erwachen
Mit stiller Todeslust?
Wer zweimal sie empfunden,
Wird nimmermehr gesund,
Ein Wurm hebt an zu nagen
Im tiefsten Lebensgrund.

Wenn sich im Herbst der Nebel
Dicht an die Rebe legt,
Und nasser Hauch die Blätter
Fort über die Haide fegt,
Verloren brennt ein Dornbusch,
Vom Bettlervolk geschürt,
Deß Rauch am Boden schleichend
Die Brust zusammenschnürt:

Die Krähe hüpft im Acker
Mit widrigem Geschrei,
Verklungen ist das Locken
Der lieblichen Schalmei,
Vorüber ist des Jahres
Vielwechselnde Gestalt,
Du wanderst traurig, alleine
Durch den gestorb'nen Wald, —

Es geht ein bitt'res Klagen
Durch jeden Schattengang,
Es stöhnt des Schmerzens Echo
An jedem Felsenhang;
Es träuft an feuchten Steinen
Eintöniger Tropfenfall,
Am eh'rnen Himmel dröhnet
Des Windes Trommelhall:

So schleicht im Menschengeiste
Geheimes Todesgrau'n,
Wenn alle Blüthenbäume
Nackt und verstört zu schau'n;
Wenn ihm zu Grabe gegangen
Des Glaubens gold'ne Frucht,
Daß er in schnödem Harme
Dem Leben selber flucht! —

Doch unter Winterstürmen
Keimt noch die Hoffnung fort
Und findet tief im Grunde
Der Ruhe stillen Port.
Wir wähnen sie gestorben,
Die schlummernd doch noch lebt
Und mit des Frühlings Schauern
Uns neu das Herz durchbebt!

Bald sproßt ob todten Ranken
Ein frischer, grüner Trieb,
Die Blumen blühen wieder,
Der feuchte Nebel blieb
Nicht in der Tiefe hängen,
Auf stieg er, himmelan —
Vom Sonnenschein vergoldet
Zieht dort der graue Wahn!

Des Herzens schwarze Schollen
Bekleiden sich mit Grün,
Aus ihnen muß die Liebe,
Der Glaube wieder blüh'n;
Des Himmels Odem hebet
Die kranke Menschenbrust,
Daß sie der süßen Jugend
Auf's Neue wird bewußt.

Die Sorge flieht am Boden
Ein dunkler Streifen hin,
Scheu ist der Gram entwichen,
Da nun der Lenz erschien;
Dort fliegt mit Riesenschritten
Der düstere Gesell,
Die Welt ist wieder heiter,
Das Auge wieder hell.

Wer lebt, dem nicht entschwunden
Der Seele trübe Pein,
Wenn in des Busens Dunkel
Drang milder Sonnenschein?
O selig magst du droben
Auf heitern Lebenshöh'n
Des eignen Schmerzens Schatten
Vorüber fliegen seh'n!

Sie spielen und zerrinnen
Auf sonnenhellem Grund,
Wie ist das Herz dir wieder
So fröhlich und gesund,
Wie breitet sich zum Teppich
Der Wiese junges Grün,
Wie tönt der Frühlingsjubel
Hinauf in's Alpenglüh'n!

So seh' ich jetzt dich wieder,
O du mein Heimatland,
In deiner Wiesen grünem,
Weichem Sammetgewand!
Vom Abgrund trägt die Steige
Zur Alpe mich empor,
Da murmeln Silberquellen
Mir freundlich an das Ohr;

Es dehnt sich unabsehbar
Des Friedens reiche Au,
Die fernen Länder liegen
Verschwommen im lichten Blau,
Und wie im Perlenkranze
Der helle Demant ruht,
Erstrahlst du, Muttererde,
In tausendfacher Gluth!

Wie bist du schön entstiegen
Dem wilden Bruderstreit,
Hast fester nur die Herzen
In alter Lieb' erneut.
Wie rauscht die That so mächtig,
Wie flammt sie durch die Welt,
Wie flattert deine Fahne,
Dein Kreuz im rothen Feld!

Dir halt' ich ewig Treue
Und schwör's mit Herz und Hand,
Ich stell' dich über Alles,
Mein theures Vaterland!
Du gabest mir das Leben,
Gabst mir den Liedermund
Und auch ein Schwert zu schützen
Der alten Treue Bund!

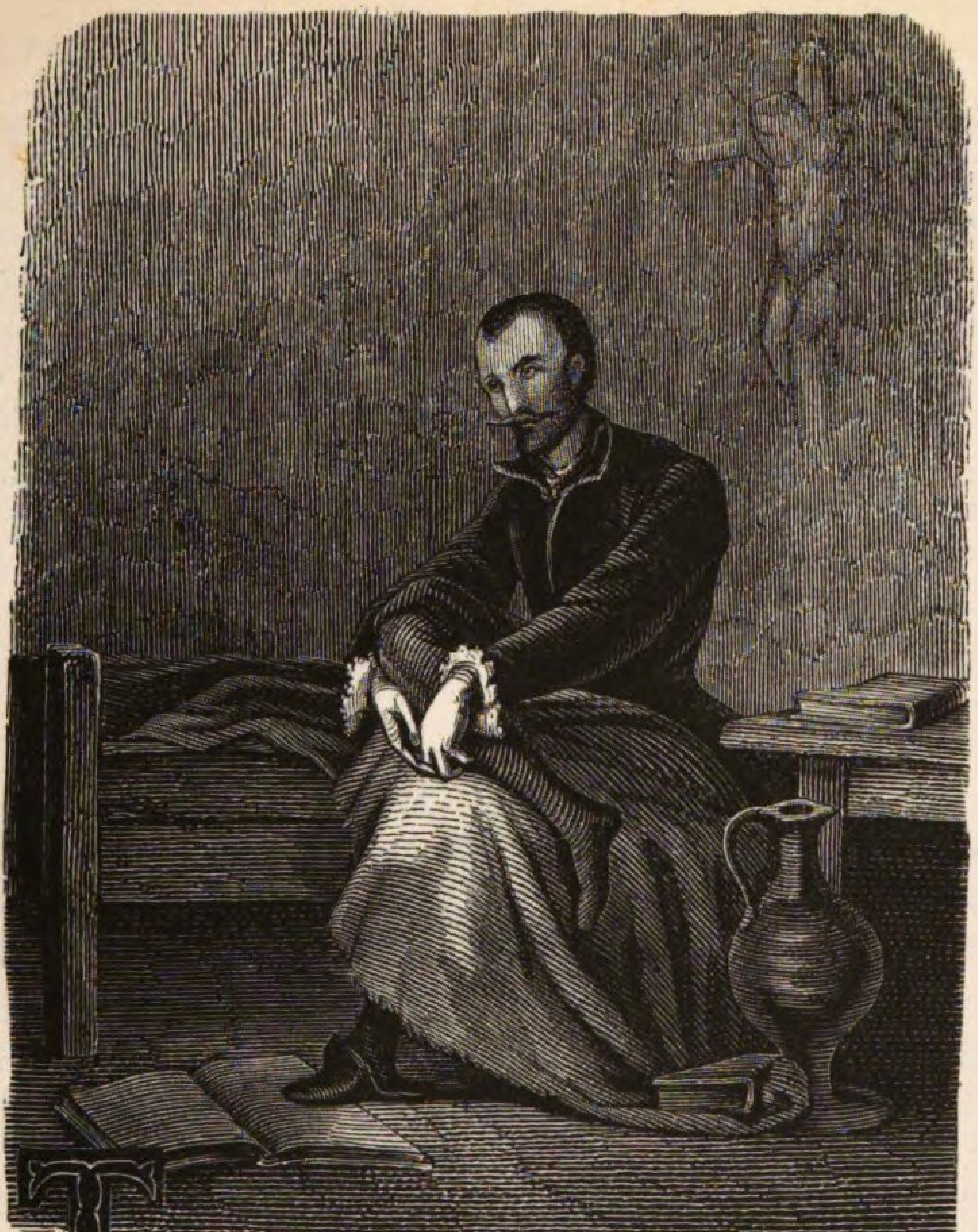
Der Freiheit Heerschau.

Noch stehen uns're Berge Schaaren,
Ihr Helm erglänzt im Morgenlicht,
Der Freiheit Heiligthum zu wahren,
Steh'n sie vor Gottes Angesicht!
Und blitzen rings um uns Gefahren,
Ja, ob die letzte Klinge bricht:
Fest stehen uns're Berge Schaaren,
O Vaterland, noch fällst du nicht!

Noch schlägt der Strom in stolzen Wogen
Um deine Brust das Silberband;
Ein starker Held kömmt er gezogen
Aus wilder Schlucht, von rauher Wand,
Reicht auf des Weges weitem Bogen
Den Söhnen allen treu die Hand,
Und höher brausen ihre Wogen,
Zu schützen dich, o Vaterland!

Noch ist die Freiheit nicht verloren,
Ihr Banner schwingt von Gau zu Gau
Ein Heer von Streitern, auserkoren
Zum heilig großen Tempelbau!
Hoch aus dem Morgenroth geboren,
Glänzt ihrer Krieger junger Thau,
Noch ist die Freiheit nicht verloren,
Sie hält am Leman Heeresschau!

Was weinst du, Knabe, um den Todten?
Was härmst du, Weib, dich um den Sohn?
Die Wunden sind, die blutigrothen,
Der Freiheit Sold, der Ehre Lohn.
Verkündet es, ihr Siegesboten:
Gebrochen ist der Feinde Hohn,
Und die dort liegen, todt bei Todten,
Sie leuchten hell vor Gottes Thron!



Torquato Tasso's Nächte.

Des Herzens Woge schäumte nicht so schön empor,
Wenn nicht der alte, stumme Fels,
Das Schicksal, ihr entgegenstünde!

Hölderlin.

Vorerinnerung.

Torquato Tasso, der Dichter des „befreiten Jerusalems“ und des „Aminta“, zieht nicht allein durch seine über alles Lob erhabenen Lieder, sondern eben so sehr durch seine Schicksale und Leiden, die erst mit seinem letzten Hauche endigten, unsere Aufmerksamkeit auf sich. Im Besitze eines glänzenden, durch seine Werke errungenen Ruhmes sah Tasso sich gehaßt, verfolgt, das Spiel ränkesüchtiger Höflinge und eifersüchtiger Nebenbuhler, die seine Tage vergifteten. — Die Liebe sollte das Maaß seiner Leiden überfüllen. Eleonore von Este, die Schwester Alfonsens, Herzogs von Ferrara, war es, die des Dichters Herz in Flammen setzte. Er liebte sie mit dem verzehrenden Feuer der glühendsten Phantasie und einer, genialischen Menschen gewöhnlich eigenen, höchst reizbaren Seele. Einer seiner Freunde, dem er in einer Stunde traulicher Herzensergüsse sein Geheimniß entdeckte, wurde zum Verräther. Alfons ließ Tasso, weil er seine Liebe zu Eleonore fürchtete, einkerkern. Unter dem Vorwande, der Dichter sei geisteskrank, wurde ihm auch das Manuscript seines unsterblichen Werkes, das den Ruhm des Herzogs von Ferrara verewigte, und an das Tasso noch gerne die letzte Hand gelegt hätte, hartnäckig vorenthalten. Die ärmlichste Nahrung, kaum hinreichend, um seine Tage zu fristen, Entbehrung beinahe aller Bedürfnisse des Lebens, das tiefste, schmerzlichste Elend, in welchem die Unmenschlichkeit ihm sogar einige Zeit den Trost zu schreiben raubte, waren

der Lohn des unsterblichen Sängers, der bis auf heute der Ruhm und der Stolz Italiens geblieben ist. Alfonso, nachdem er früher aus Ehrfurcht den Dichter an seinen Hof gefesselt, erstickte die letzten Funken des Feuers, das der Nachwelt noch hohe, göttliche Genüsse versprach; er verdient den Abscheu aller Zeiten. Mehrere Jahre schmachtete der Dichter in Ketten. Im Gefängniß unterlag seine Vernunft dem tiefen, schmerzlichen Gefühl seiner Schicksale und den Leiden der Liebe. Hier schrieb er die „Veglie di Tasso", die Ausbrüche seines durch die Liebe geheiligten Wahnsinns. Endlich gelang es dem großen unglücklichen Manne, seinem Kerker zu entfliehen. Arm und hülflos irrte er zuerst in Italien umher; später fand er für sein krankes Herz an anderer Fürsten Höfen, bei seinem Freund Manso in Neapel und selbst in der Heimat Sorrent, bei seiner Schwester Cornelia, keinen Balsam mehr. Pabst Clemens VIII lockte ihn nach Rom; dort sollte der Gefeierte der Nation, wie einst Petrarca, auf dem Capitol den Lorbeer empfangen. Aber Tasso erlebte den Tag seines Ruhms nicht; er starb am Vorabend seiner Krönung am 25. April 1595 in der schweigsamen Ruhe des Klosters St. Onufrio.

Die folgenden Poesieen bilden die Fortsetzung der unter demselben Titel erschienenen Elegieen und Liebeslieder in den 1857 herausgekommenen „Gedichten" des Verfassers.

Tasso's erste Nacht im Kerker.

Ich bin erwacht. Ein grauer Schimmer fällt
Von oben auf mein Lager her, —
O Himmel, rührt dich Tasso's Elend nicht,
Daß du noch ferner leuchtest dieser Zelle?
Ich träumte, — ha, es war die Hoffnung nur,
Die aus dem Burgverließ der Seele stieg;
In's Grau der Wand dort floß ihr farb'ger Schleier,
Ich bin allein, verlassen und — gefangen!

Gefangen! — O ich flehte diese Menschen
Um Mitleid an, ich flehte, ... doch verloren ging
Der Zeit die Gluth der schönen Menschlichkeit!
„Ungerne thu' ich's, doch es heischt's die Pflicht —"
Ich folgte wankend meines Führers Wort.
Er faßte sanft den Arm mir: „Langsam" sprach er,
Als wir im Finstern durch die Gänge schritten,
Und über steingehau'ne Treppen stiegen,
Bis uns ein schwaches Licht entgegenquoll.

Es war sein Weib, das ängstlich in sich schrack,
Als wir genaht. Wie gähnte schwarz mich an
Die Nacht der off'nen Kummerhöhle — „O
Mußt' es so weit mit meinem Leben kommen!" —
„„Herr, faßt Euch!'" sprach die Frau und breitete
Die Decken hin auf dieses öde Lager;
Dann schlossen sie die Eichenthüren ab,
Ich war allein und hörte bald nur mehr
Des Wärters Schlüssel aus der Ferne klirren.

Die Stirn' an diese kalte Wand gelegt
Schloß ich die Augen, um nicht mehr zu leben!
Dann öffnet' ich die Arme; sehnsuchtsvoll
Streckt' ich die zitternden durch's Dunkel hin, —
Dann auf das Lager stürzt' ich, wirr, betäubt,
Geschlagen, wie von eines Mörders Faust,
Als wie vom Keil getroffen eines Donners!

O Freiheit, Freiheit! süßer Laut vom Himmel!
Aus wessen Leben du hinweggelöscht,
Nur der ist arm und wahrhaft unglückselig! —
Welch' fürchterliches Schweigen! Horch, .. ein Brunnen,
Deß rascher Lauf ganz in der Nähe trommelt.
Ich höre Stimmen, ... Frauen sind es, Mägde,
Die spät das Haus mit Wasser noch versorgen.
Laternenschimmer zieht in flücht'gen Kringeln
Hoch am Gewölbe hin und — Nachts ist's wieder!

Verlassen haben die Gedanken mich,
Die sonst so klar in meine Welt geblickt;
Nur eine glüh'nde Welle der Empfindung
Bin ich geworden, bin zurückgesunken
In meiner Kindheit Tage! So, wie dort,
Wenn Abends uns die Mutter schlafen legte,
Dringt aus der Nachbarschaft der weiche Ton
Von einer Flöte jetzt zu mir,
Und so wie eh'mals diese Flötenstimme,
Die alle Leitern des Gefühls durchwimmert
Und ewig in denselben Weisen klagte,
Der Wehmuth Born im tiefsten Grund mir löste:
So irrt mit diesem Ton jetzt meine Seele
Hinaus in meines Daseins finstre Oede! —

Verstummt ist endlich jeder Laut der Späte.
Nur du noch, Tasso, wachst mit deiner Klage
Und flammst den Lavastrom des Herzens aus!
Was ängstet ihr mich, finstere Gedanken,
Die ihr jetzt „Wehe, Tasso, wehe" ruft?
Ihr raunt mir zu mit höllisch leisem Flüstern:
Wenn qualmend Feuer schlägt durch diesen Bau
Wenn wild der Strom aus seinen Ufern rast,
Wer wird die Pforten öffnen dir des Kerkers,
Daß du der jähen Todesnoth entrinnst? — —
Still, still! Hör' ich nicht Wogen rauschen?
Es ist der Wind, der durch die Bäume zieht.
Wie langsam schleicht die Nacht an mir vorüber

Der Schlaf, der allen andern Wesen Balsam
Und Leben schenkt, flieht meine Augenlider.
Schon wird es hell. Ha! dieser Schein, — o Gott,
Ist eines Brandes sturmgenährte Schwinge!
„Zu Hülfe!" — Niemand wacht, kein Ohr ist offen.
Vom Lager spring' ich auf; ich zieh' empor
Zum Eisengitter meines Leibes Last
Mit starken Händen, — süßer, süßer Trug:
Der Mond steht röthlich über'm Duft der Berge.

O die Barbaren! Jetzt erkenn' ich erst,
Wo sie mich hingebracht! Hier dieses Thürmchen
Strebt vom St. Annenhospital empor,
Und dieser Flügel schließt damit zusammen,
Im Narrenhaus ist deine Wohnung, Tasso!
O grausam, grausam! Gibt's ein Leiden noch,
Das du nicht austrankst bis zum Grund der Hefe?
Das letzte Fädchen meiner Hoffnung reißt.
Sogar des Schlosses Anblick mir versagen!
Ihr wußtet also, welchem hohen Ziel
Mein Blick entgegenflog? — Doch hat die Liebe
Mysterien, daran sie wie die Spinne
Den gold'nen Faden knüpft, — sieh' dort, o sieh',
Ist's nicht der Ahornbaum, in dessen Schatten
Mir ihre Huldgestalt zuerst genaht?
Sind's nicht die Zweige, die mit sel'gem Säuseln
Begleitet uns'rer Seelen Harmonien,
Als Leonorens Blick mein Herz gefordert?

Ich sah genug, — was kümmert mich dies Gitter?
Nur Sie ist meine Sorge! Himmelsklarheit
Gießt sie in dies Gemach, mit Balsamdüften
Füllt sie die Luft, die der Gefang'ne athmet,
Haucht süßen Frieden her in meine Seele!
Du armes Herz, was wünschtest du zu wohnen
In den Palästen, wo die Luft verpestet?
Torquato sollen sie von ihr nicht trennen;
Mein Herz ist größer, als ihr's euch geträumt!
Ich will sie lieben, — uns're Namen schlüpften
Zusammen aus der Treue gold'nen Urne, —
Ich will sie lieben, lieben bis zum Wahnsinn,
Daß sich Alfonso nicht zu schämen braucht,
Wenn er vorüberwandelt hier des Abends
Und seinen Blick an diese Mauern heftet!
Ein lodernd Feuer dringt aus meiner Brust,
Umleuchtet und verzehrt mich; das Gemach,
Den ganzen Kerker füllt es, — Asche wird
Mein Herz! Durchspäht sie, diese Asche, lest
In ihr Torquato's grenzenlose Liebe,
Verwahrt im Kruge sie mit heil'gen Schauern,
Die nach Jahrhunderten noch nicht erkaltet! —

Ich lag ermattet. Könnt' ich ruh'n und schlafen,
(So quoll aus tiefem Abgrund mein Gebet)
Ein wenig nur die Gluth der Sehnsucht kühlen!
Du stiller Wandler dort am Himmelszelt,
Wie mahnst du mich an jene schöne Zeit,

Wo ich als Kind die Händchen fromm gefaltet,
Wenn mir dein Glanz die junge Seele füllte!
Du Freund der Armen, die das Licht entbehren,
Der Liebe treuer Page, sel'ger Tröster
Der Kranken, die erst früh den Schlummer finden
Um's Morgenroth, wenn ihre Nager ruh'n, —
Du geistig Auge, das in dumpfer Nacht
Natur aufschlägt, um allen Schmerz zu lindern:
Du ziehst ob meines Schicksals düst'rer Wolke
So lauschend her, o führ' auch mich in's Reich
Der Träume und des Schlummers . . . . .

Jetzt schlief ich ein . . . Warum schloß sich das Auge
Für ewig nicht des Morgens Purpurwellen?
Die Hoffnung floh, ach, unaufhaltsam weinen
Muß ich, seh' ich die Sonne nun erscheinen!

Ihr flucht der Liebe.

Ihr flucht der Liebe, unverständ'ge Thoren,
Weil euch ihr Kuß zu Gift ward, statt zu Segen,
Weil euch ihr Strahl, im holden Lenz geboren,
Nicht mehr erquickt an blum'gen Unschuldswegen,
Ihr süßer Ton, längst dem Gemüth verloren,
Euch nimmer mag die öde Brust bewegen:
O Himmel, kann die schönste deiner Gaben
Nicht ewig uns mit gleicher Wonne laben?

Ihr Keim lebt still in allen Menschenherzen,
Genährt von unsichtbaren Hoffnungsquellen;
Da zuckt ein Pfeil, des Auges lächelnd Scherzen,
In's Dunkel nieder, es mit Licht zu hellen, —
Ach, und es heben an mit süßen Schmerzen
Die zarten Triebe mächtiglich zu schwellen;
Wer kann mit Worten dieses Feuer schildern
Und mit Besonnenheit die Flamme mildern?

So fühlt' auch ich, ihr ewig heiter'n Mächte,
Den Busen mir versengt von eurem Strahle;
Der Sehnsucht Mond schritt voll durch meine Nächte,
Entschleiert lag sein Land zum ersten Male:
Ich strebte hin, des Dichters heil'ge Rechte
Enthoben mich dem bangen Erdenthale,
Und als ich Leonoren dann gefunden,
Begann von ird'scher Qual ich zu gesunden!

Wer liebt, — was hat der noch zu zagen?
Er, dem die Welt gehört, als wie sein eigen,
Der in der Brust das Gold aus allen Sagen
Von Menschenglück verbirgt; dem sich der Reigen
Der Glanzgestirne Nachts, an sonn'gen Tagen
Des jungen Lichtes Wellen hold erzeigen:
Was gibt's in aller Zonen Wunderreichen,
Das noch sein Wunsch im Fluge möcht' erreichen?

O Tag des Glücks, als meine Kraft erwachte,
Als sie sich badete im Strom der Liebe,
Als sie der Angst des dumpfen Strebens lachte
Und glänzend sich erhob im freien Triebe:
Wie dort am Jordan einst, so schwebte sachte
Der Geist herab, daß er mir ewig bliebe;
Ich sah die Welt im Lichte mir erschlossen,
Ein flammend Morgenroth um mich ergossen!

Was in mir lag mit nebelhaftem Schweigen,
Es dämmerte empor in Glanzgefilde:
Des Himmels Klarheit sah ich niedersteigen,
Des Abgrunds Schoos umwehen, schmeichelnd, milde;
In's flüß'ge Silber des Gefühls sich neigen
Sah ich die Blüthen, sich beschau'n im Bilde:
Ich hörte frisch die Lebensströme rauschen
Und mußte ihren Bardensängen lauschen!

Fern von der Menschen vielbetret'nen Wegen,
Weitab von ihrer Leidenschaft und Schlichen,
Kam mir verschämt das reinste Glück entgegen;
Es war dem Druck der schnöden Zeit entwichen,
Die nicht die Liebe kennt und ihren Segen,
Der im Genuß ihr, ach, zu früh erblichen:
So fließt ein Quell in engen Felsenschluchten,
Deß klares Wasser nie die Menschen suchten!

O Leonore! Licht von Tasso's Leben!
Ich muß dich ewig fassen, ewig halten,
Du machest mir das Meer der Qualen eben,
Beruhigst es mit seligen Gewalten;
Dem Himmel deiner Liebe hingegeben
Kann erst mein Herz die gold'ne Frucht entfalten;
Die herrliche, die an des Abgrunds Hängen
Mir reifet in unsterblichen Gesängen!

Verhaßtes Licht.

Verhaßtes Licht,
Das durch den Nebel bricht,
Kalt leuchtest du auf meines Glückes Trümmer
Und mit vernichtendem Geflimmer
Hebt sich des Morgens Angesicht.

Verloren ist
An mir des Wahnes List,
Die mich bei jedem Frühschein neu betrogen
Und mit den hellen Dämmerwogen
Zum Sterben nur gab läng're Frist.

Voll Grausen winkt
Mit bösem Auge zwinkt
Mir der Zerstörung Geist auf allen Wegen,
Streckt mir ein drohend Haupt entgegen,
Indeß mein morsches Leben sinkt.

Leih' einen Stab
Zur Reise mir am Grab
Der unerfüllten Sehnsucht, Schlummerbote;
Und ach, von deinem Thränenbrote
Gib noch ein Stückchen mit hinab!

Ich bin allein, von dir getrennt.

Ich bin allein, von dir getrennt, —
Jetzt fühl' ich erst, wie sehr ich liebe,
Und daß, was mir im Herzen brennt,
Kein Griffel, keine Feder schriebe!

Das Lied, das stolze, das ich sang,
Ein Nachhall war's der weichen Töne,
Die mir dein Bild im vollsten Klang
Geweckt, du herrliche Kamöne!

Und was ich auf dich selbst „geschwärmt",
Ein schwacher Glanz nur ist's vom Lichte,
Das mir den Busen hellt und wärmt
Und stets erbleichet im Gedichte.

O gib, auch wenn sich Wolken nah'n,
Doch stets dem holden Glauben Raum,
Daß du die Sonne meiner Bahn,
Du meiner Jugend sel'ger Traum!

Ein Fremdling müßt' ich stets entflieh'n
Des Glückes heimisch stillem Kreise,
Säh' ich nicht dich als Engel zieh'n
Mit mir auf meinem dunklen Gleise.

O meines Sternes zitternd Licht,
Ich sehe dich zu allen Stunden,
Und glaub' an dich und zitt're nicht,
Weil ich am Himmel dich gefunden!

Gib mir ein Zeichen deiner Huld.

Gib mir ein Zeichen deiner Huld,
Daß in der Einsamkeit die Seele,
Verzehrt von banger Ungeduld,
Sich nicht mit einem Schatten quäle!

Gib einen Kuß von deinem Mund,
Der ewig brennt auf meinen Lippen,
Daß ich selbst in der Hölle Grund
Den Wein des Himmels möge nippen!

Gib mir dies Band von deiner Brust,
Das lustig flattert zwischen Rosen,
Daß es mich mahne, stets in Lust
Den Schmerz bei dir hinweg zu kosen.

Gib mir das Tuch aus deiner Hand,
Mit dem du scheidend oft gewunken,
Wenn an des Berges dunklem Rand
Der traute Mond hinabgesunken;

Ich will verhüllen das Gesicht
In dieses Schleiers weiche Falten
Und, ob das Herz in Klagen bricht,
In deiner Liebe nie erkalten!

Was ist Liebe?

Was ist Liebe, fragest du?
Eine Schaale Morgenroth,
Die ich statt der Arzenei
Dir in manchem Kummer bot.

Was ist Liebe, fragest du?
Ach, ein Bischen Sonnenschein
Durch des Waldes grünes Laub
In das trübe Herz hinein.

Was ist Liebe, fragest du?
Ist sie nicht der Abendstrahl,
Der sich stets dir wonnetraut
In die weiche Seele stahl?

Was ist Liebe, fragest du? —
Ein Geheimniß, wie die Nacht,
Die aus ihrem duft'gen Kelch
Uns mit Sehnsucht trunken macht!

Du schwärmerisches Auge du.

Du schwärmerisches Auge du,
Der Freude heit'rer See,
Es wohnt auf deinem klaren Grund
Des Märchens lose Fee!
Wie gerne möcht' ich mich gesund
In deinen lauen Wellen baden,
Doch ohne Boden sinkt
Und sinkt des Senkblei's zarter Faden!

Dem kühnen Taucher einen Halt
In dir, der Sehnsucht Meer,
Auf dessen feuchtem Perlengrund
Der Liebesgötter Heer!
O Holde, blüht auf deinem Mund
Für mich kein Wort von Gluthverlangen?
Muß ewig ich am Riff
Der trügerischen Hoffnung hangen?

Wenn mit halbgeschloß'ner Wimper.

Wenn mit halbgeschloß'ner Wimper
Sich der Tag zum Schlummer neiget,
Und des Mondes schmale Sichel
In den feuchten Aether steiget:

Dann erwachen die Gefühle
Stiller Sehnsucht in dem Herzen,
Und das Auge späht in's Blaue
Nach den süßen Himmelskerzen.

Gärten, Haine, Säulenbogen
Schimmern weit im Dämmerstrahle,
Silberbronnen hör' ich springen
In des Marmors glatte Schaale:

Doch ihr ewig gleiches Rauschen
Kann die Seele nicht verstehen,
Ach, an einem theuren Busen
Will die liebende vergehen!

Möget immer, zarte Zweige,
Mit dem Winde Reden tauschen, —
An die Liebste muß ich denken
Und auf ihre Tritte lauschen.

So oft ich dein gedenke.

So oft ich dein gedenke,
Flieht alle Sorge hin,
Und frühlingsheiter wird es
Im dunklen Herzen drin.

So oft ich dein gedenke,
Geht hin auch mein Verstand,
Und meine Weisheit irret
Ein Schatten an der Wand.

So oft ich dein gedenke,
Verschwindet mir die Welt,
Doch meine stille Kammer
Hat milder Glanz erhellt!

Da sitz' ich nun und träume,
Und träume vom Himmelreich,
Und schaue dir in die Augen
Und halte die Hände bleich!

Wenn bei vollem Mondenscheine.

Wenn bei vollem Mondenscheine
Tiefer Schlummer längst gesunken
Auf die Welt, hat es mich oftmals
Grüßend noch hinausgewunken.

Und ich stund vor deiner Thüre,
Und ich sann und wurde trüber,
Denn es wandelte dein Schatten
An dem Geiste mir vorüber.

Die Guitarre klagte leise
Durch des Gartens weite Räume,
Und ein Lied aus tiefster Seele
Schmolz hinauf in deine Träume.

Doch du schliefest. Süß ist Schlummer
Auf den müden Augenwimpern, —
Könnt' ich schlafen, könnt' ich ruhen,
Statt mein Leid dir vorzuklimpern!

Perlenschnüre.

I.

Wär' ich ein König, gäb' ich, dich zu haben,
Mein Reich sammt Purpur hin und sammt der Krone,
Ob im Palast, ob ich im Staube wohne,
Mir gilt es gleich, mag nur dein Blick mich laben!

Doch nun entbehr' ich dieser hohen Gaben,
Sie hinzuwerfen Allen, wie zum Hohne,
Die in des Lebensmittags heißer Zone
Nach Gold nur durch die sand'ge Wüste traben!

O dunkles Auge, kühngeschweifter Bogen,
Die ihr den süßen Pfeil mir zugesandt,
Der in den Sitz des Lebens mir geflogen:

An euren Anblick bin ich festgebannt,
Und muß euch folgen selbst durch Meereswogen,
Bis scheiternd an den Felsen ich gerannt!

II.

Dann will ich, wenn die Brandung um mich stöhnt,
Die Arme flehend auf zu Dem erheben,
Der ob den Wolken thront: „O laß mich leben,
Bis dein Erbarmen meine Wünsche krönt!“

„Verschlage mich, wo hohl die Woge tönt,
An's Eiland, d'ran nur Vogelnester kleben, —
Ein Aar will ich neu aus der Tiefe schweben,
Mit meines Schicksals Runenschrift versöhnt!“

„Dann will ich neu die gold'nen Saiten schlagen
Und Lieb' und Glauben im Gesange preisen
Und Perl' an Perle reih'n in meinen Klagen!“

„Dann will ich in noch nie gehörten Weisen
Mein süßes Weib bis zu den Sternen tragen
Und mit ihm wandeln in des Licht's Geleisen!“

III.

Vielleicht, daß dann der Lenker aller Welten,
Der auch des Wurmes nicht vergißt im Staube,
Mir mit dem Oelzweig sendet seine Taube,
Den Frieden in des Meeres Dräu'n und Schelten.

Nach einem Wetterdunkel, das nur Blitze hellten,
Spricht er vielleicht: „Du sollst nicht sein zum Raube
Dem beutelüstern Tod; dein froher Glaube
Soll noch im Lande deiner Sehnsucht zelten!"

O Leonor, dann wird das Leben wahr,
Das schüchtern sonst im Busen nur geflämmert,
Erwache, Kind, der Morgen ist so klar!

Vergangen ist die Nacht, da bang gehämmert
Der Schmerz in uns'rer Brust, und wunderbar
Liegt dort das Glück vor uns entdämmert!

IV.

Ich weiß es wohl, der Kummer schleicht von ferne:
Des frommen Sidlers Hütte in der Wüste
Betritt er, der in Seelenleiden büßte,
Daß er des Himmels Pfad ersteigen lerne;

Er nagt sich durch bis zu des Frohsinns Kerne
Als Wurm der Sehnsucht, — ach, wen er begrüßte,
Wem er die Frucht schon in der Knospe küßte,
Der weinet hier und flucht dem bösen Sterne.

Doch eine Rettung gibt's aus seinen Schlingen:
Das Herz tief in der Liebe Meer zu senken,
Dann muthig sich vom schwarzen Felsen schwingen,

Den starken Flug nach oben hin zu lenken,
An deines Weibes Brust geläutert aufwärts dringen
Und, heiß erstrebt, sich ganz ihr hinzuschenken!

V.

Ich lag, gehüllt in schwarzer Nacht Gefieder,
Ermüdet von der Arbeit und der Klage,
Verstummt war jeder Laut im Erlenhage,
Darin noch kurz gewirbelt Vogellieder.

Da stiegst mit deiner Leuchte du hernieder
O holde Luna, Schwester du dem Tage,
Und wie Endymion in jener Sage,
Ward ich geküßt von dir und küßte wieder.

Aus düsterm Traume hast du mich geweckt,
Als du heranschlichst und den Rosenmund,
Vom sanften Kusse schwellend, leicht gestreckt:

Ich sah es dämmern in der Ferne Grund, —
Die Augen schlug ich auf und war erschreckt,
Als deine Neigung, Göttin, mir ward kund!

VI.

Seit jener Nacht, — warum sank sie herab? —
Hast du zum Meer geschwellt mein sanft Gemüthe;
Du wolltest, daß der Sturm darinnen wüthe,
Daß mir der Himmel nah' und dann — das Grab.

Seit jener Nacht hat mir dein Zauberstab
Das Herz geweckt zu duft'ger Lilienblüthe, —
Ach, Alles dank' ich deiner milden Güte,
Was ich der Welt in meinem Liede gab!

Wozu erst zweifeln, daß ich dir gehöre? —
O nimm es an, daß, wie du mich gewählt,
Ich ewig einzig dich zu lieben schwöre!

Von dem Magnet der Treue fest gestählt
Will ich nicht ruh'n bis ich das „Amen" höre,
Das durch des Priesters Hand mich dir vermählt!

Sonst war ich froh!

Sonst war ich froh! Ein kindlich Glauben,
Der Liebe heil'ger Opferduft,
Stieg in des Morgens blaue Luft,
Nichts konnte mir den Frieden rauben!

Jetzt wandelt mich ein Klagen an,
Wie wenn im Herbst die Blätter fallen,
Und lichtgelb steh'n des Waldes Hallen
Nach eines Sommers Gluth und Wahn.

Wo bist du, theure Jugendzeit?
Der Zukunft glanzerfüllte Räume,
Der Sehnsucht silberduft'ge Träume,
Ach, wie entflohet ihr so weit!

Dein Bildniß.

Dein Bildniß trag' ich auf dem Herzen
Und schau' des Tages oft hinein,
Doch Feuer ist es meinen Schmerzen
Und seine Züge werden Pein.

Ich schäum' empor wie Meeresfluthen
An schwarzen Felsen in der Nacht;
Könnt' ich an deiner Brust verbluten,
Da du so elend mich gemacht!

Ein Feuer bin ich auf der Weide,
Daran kein Hirt ein Mahl sich kocht,
Ein Schmelzwerk fern auf öder Haide,
Wo Tag und Nacht der Hammer pocht.

Wozu dient so süßes Blicken?

Wozu dient so süßes Blicken,
Wenn's die Liebe nicht gebeut,
Die mit morgenhellen Strahlen
Unser's Muthes volle Schaalen
Mit der Jugend Duft erneut!
Wozu dient so süßes Blicken?

Wozu dient so süßes Blicken,
Hat's die Seele nicht erfacht,
Um des Lebens trübe Wellen
Mit verjüngtem Glanz zu hellen,
Wenn die Neigung still erwacht,
Wozu dient so süßes Blicken?

Wozu dient so süßes Blicken,
Wenn es nicht von Herzen geht,
Und in unnennbarem Weben
Mit des Frühlings Wonnebeben
Blüth' und Blatt herniederweht,
Wozu dient so süßes Blicken?

Wozu dient so süßes Blicken?
Ach, es wühlt ein bitt'rer Schmerz
In dem ruhelosen Busen
Und es heilen selbst die Musen
Nimmer das gekränkte Herz, —
Wozu dient so süßes Blicken?

Wie ist die Welt so frisch und grün.

Wie ist die Welt so frisch und grün,
Der Himmel loht in blauem Feuer,
Nur über meine Seele hin
Schleicht es so dumpf und ungeheuer.

Ein Acker, drin die Dohle kreischt,
Ein Meer, vom Mövenschwarm beschrieen,
Wenn wild der Sturm ein Opfer heischt,
Ich bin's mit meinen Phantasieen!

Ich bin's mit meines Herzens Gluth,
Das ohne Herd und Mauer glostet,
Dem kein Altar mit stiller Hut
Gegönnt ward, das nur Leid gekostet!

Ich wollte, du wärest gestorben.

Ich wollte, du wärest gestorben,
Dann hätte Ruh' mein Herz,
Das jetzt sich krümmt und stöhnet
Im todesbangen Schmerz.

Ich wollt', ich läge im Grabe,
Du ruhtest neben mir,
Dann wär' uns wohl von Grund aus,
Ja selig schliefen wir!

Ich wollt', ich wäre ein Adler,
Ich trüge dich aus der Noth,
Aus aller Qual der Tiefe
Zum fernen Morgenroth.

Lied des Gefangenen.

O wirf nicht deinen holden Schein
Bloß auf die Straße von Azur,
Du süßer Mond, zu mir herein
Schick' ihn für eine Stunde nur!

Im Schlummer liegt die weite Welt,
O gib auch mir ersehnte Ruh'
Und hauche, wenn mein Herz erhellt,
Vom Himmel her mir Frieden zu!

Dann schiffe weiter, sanfter Schwan,
In deinen Wogen von Azur,
Und leuchte von der hohen Bahn
Herab zur schwarzen Erdenflur.

Und wo du wanderst, wo du schiffst,
Steh' still ob der Gefang'nen Haus,
Und wo du einen Armen triffst,
Lösch' ihm dein holdes Licht nicht aus!

Es ist umsonst.

Es ist umsonst, nach Worten noch zu suchen,
Um meines Elends Steppenland zu fluchen;
Umsonst ist es, nach einem Bild zu jagen
Voll von der Seele finsterem Verzagen,
Das aus dem Abgrund gähnt, von Grau'n genährt,
Und ewig hoffnungslos des Lichts entbehrt!
Es rauscht der Strom des armen Herzens fort
Die schroffen Ufer hin und ohne Port;
Wie brünst'ge Tiger brüllen seine Wogen,
Der Himmel aber ist von Nacht umzogen!

Düst're Sterne.

I.

Oft wird es Nacht in mir, wenn erst noch klar
Ein heller Strahl in das Gemüth gedrungen,
Ich fühle mich von einem Geist bezwungen,
Der in sich hohl und jedes Glaubens baar.

Nahm ich mein Leben denn zu ernst, zu wahr?
Stellt, was aus Gottes Herz zu mir geklungen,
Was mich gehoben aus den Niederungen,
Sich nur als Traum von einem Traume dar?

Ist's nur Verrath, was heut ihr Freundschaft nennt?
Ist der Geliebten Kuß nur eine Lüge,
Die in der Gluth der Wollust büßt und brennt?

Kein größer Weh gibt's, das ein Herz ertrüge,
Als diese Kluft, die es vom Himmel trennt,
Dahin es kraftlos hebet seine Flüge!

II.

O Gott, gib einen Einzigen von Allen,
In denen du dein hohes Bild verklärt,
Nur einen Menschen, der die Liebe nährt
Im Grund der Seele, — laß es dir gefallen!

Nur Einen, der die heil'gen Tempelhallen
Der Treue sucht, die holde Scham verehrt,
Die der Befleckung uns'rer Seele wehrt
Und uns entreißt des Lasters schmutz'gen Krallen!

An seinem Hals will ich in Freude weinen,
Ich will um seine Liebe stürmisch werben,
In sel'gem Bund mir seine Kraft vereinen!

Dann bin ich stark! Dann fahret hin, ihr Scherben
Von Ruhm und Ehre, — ferne dem Gemeinen
Will in des Unglücks Arm ich heiter sterben!

III.

O meine Mutter! Seele meiner Seele,
Daß du so früh von uns hinweggegangen!
So treu hab' ich, so heiß an dir gehangen,
Ach, deine Blicke waren mir Befehle!

Wenn ich es trotzig stets der Welt verhehle,
Daß mich umstrickt des Abgrunds gift'ge Schlangen, —
Dein Bild verscheucht die Drachen, löst mein Bangen
Und spricht mir zu, wenn ich aus Irrthum fehle!

Wo ist ein Wesen noch, dir zu vergleichen?
Nicht Jugend ist's, nicht Schönheit, nur die Milde,
Der Ernst der Sitte, die niemals erbleichen!

Sie deckten dich mit diamant'nem Schilde;
Der Liebe Feuer und des Kreuzes Zeichen
Bewahrten sie in Gottes schönem Bilde!

IV.

Wenn ich in heißen Thränen mich gebadet
In tiefer Nacht, wo mit der Tröstung Saiten
Vergang'ne Tage mir vorübergleiten,
Indeß der Gram mich heut zum Mahle ladet:

Dann find' ich Ruhe! Einen Weg gepfadet
Hab' ich der Seele zu den Seligkeiten,
Die ihre stille Glorie verbreiten
Im Herzen, dem das Glück noch nicht geschadet!

Dann trittst auch du vor mich, Eleonore,
Wenn ach der Schmerz um dich genug gewuchtet,
Und öffnest mir des Himmels gold'ne Thore.

Ein See von Glanz, in stilles Land gebuchtet!
Die Palme rauscht, es blüht die Sykomore,
Von meines Thränenstromes Lauf befruchtet!

Fieberphantasien.

Wie träge schleicht die Zeit! Unfruchtbar waltet
Mein Geist ob diesem Nebel von Gedanken,
Der rauchend wogt, den keine Kraft gestaltet!

Ein Chaos gähnt mich an; in stolzem Schwanken
Steigt es und sinkt und fällt zurück in's Leere, —
Schon strebt ein and'res sich emporzuranken.

Wer bin ich, der ich diese Wand'lung nähre?
Das Mark der Kraft versiegt in Fiebergluthen,
Und, ach, mein Haupt ist voll von dumpfer Schwere.

Erinn'rung schäumet auf aus wilden Fluthen:
Klorinde fliegt, ich sehe Gottfried stürmen,
Das Banner weht, — und seine Helden bluten! —

Dann seh' ich jäh sich ein Gebirge thürmen,
Velletri's Berge, wo Rinaldo's Bande
Die Höhle theilt mit riesigen Gewürmen.

Von einem Felsstück mißt im Prunkgewande
Der schmucke Räuber seines Reiches Marken
Und bricht, ein Blitz, herab dann in die Lande! —

Jetzt wieder schwelg' ich tief in dunklen Parken
Und winde mich hindurch bis zum Gestade,
An das die Schiffer legen ihre Barken.

Mir kommt die Lust, daß ich im Meere bade!
Ich störe seine Goldfluth auf zum Tanze,
Und plötzlich sink' ich auf des Abgrunds Pfade. —

Ha sieh', dort naht ein Bild von höherm Glanze!
'S ist Sonntag, Flammen schießt der silberklare,
Erhab'ne Sol von heit'rer Himmelsschanze.

Es ist die Zeit, die selig wunderbare,
Wo die Natur den Frühling neugeboren,
Und alle Schöpfung singt ein froh „Lätare!"

Ein Fest ist ganz Ferrara; Glocken hallen,
Und ihre Glanzfluth steiget in die Lüfte,
Ein Geistermeer, drin uns're Seufzer wallen!

O meiner Jugend frische Waldesdüfte!
Von Hain zu Hain fühl' ich euch schmeichelnd wehen,
Ein Hauch des Friedens spielt um alle Grüfte!

Dich, Giambattista, seh' ich bei mir stehen.
Du lobst „Aminta"; neidlos im Gemüthe
Hast du den Schäfer dir zum Freund ersehen.

Was gafft das Volk, was schwenken sie die Hüte? —
Du spottest: „Ach, ein Wunder gibt's zu schauen,
Nach Belriguardo zieht des Hofes Blüthe."

Ferrara's Hof? ruf' ich mit finstern Brauen? —
Sie nah'n, — ein Roß vom edlen Berberstamme
Trägt meinen Herrn, den Abgott aller Frauen.

Und neben ihm ein Weib, — was zuckst du, Flamme,
Mir aus der Brust? — ein Weib, der Schönheit Sonne,
Ihr Zelter schreitet gleich dem frommen Lamme.

In diesem Auge welche Himmelswonne!
Sophronien's Majestät, Armiden's Feuer
Dem schwärmerischen Blick vermählt der Nonne!

Wo find' ich meiner Leidenschaft ein Steuer?
Dies dunkle Haar, der königliche Nacken,
Ihr himmlisch Lächeln macht sie mir so theuer!

Vorüber sind sie! — Doch den Widerhacken
Ließ sie zurück im namenlosen Sehnen,
Das wie das Gold quillt aus des Lebens Schlacken!

Wo bist du, Giambattista? — Fließet, Thränen,
Torquato träumet nur in wilden Bildern
Und Giambattista sah' im Geh'n ich gähnen, —
O würd' ein Gott mir diese Flamme mildern!

Nur einmal lieben und dann sterben.

Nur einmal lieben und dann sterben,
Im Liebeswahne seh'n den Tod, —
Laß mich die letzten Tage färben
Mit dieser Hoffnung Morgenroth!
Dem letzten Schlag, dem letzten Traum
Muß ich sein ewig Recht erwerben,
Gefühlt hab' ich das Leben kaum
Vor'm Sterben, vor'm Sterben!

Laß meines Geistes letztes Ringen
Nicht einsam kämpfen mit dem Blut,
Mit eines Engels sanften Schwingen
Verscheuche dieser Stirne Gluth!
Durch deine Liebe war ich reich,
Ich setze dich zu meinem Erben,
Laß mir dein Herz nur voll und weich
Vor'm Sterben, vor'm Sterben!

O könntest du mich schnöd verlassen,
Dem Traume gleich, der bald zerrinnt,
Und den in seiner Flucht zu fassen
Der Schlummernde vergeblich sinnt?
Noch einen milden Sonnenstrahl
Vor'm Scheiden, ach, dem schmerzlich herben,
Noch einen Kuß zum letzten Mal
Vor'm Sterben, vor'm Sterben!

Wie arm ist, wer kein Herz erworben!
Kein Sonnenstreif, kein Wogenschlag
Dringt durch die Brust, die ausgestorben
An deines Kummers finsterm Tag!
Der Strom wird klein, das Herz wird alt,
Die Nacht steigt auf und das Verderben, —
O ewige Liebe gib einen Halt
Vor'm Sterben, vor'm Sterben!

Empor, mein Herz!

Empor, mein Herz! Laß deine Flügel rauschen,
Gefang'ner Engel, in das Licht empor;
Tritt in den Kreis, wo sel'ge Geister lauschen
Den Harmonie'n der Welt mit trunk'nem Ohr!
Dort reich' mir, Leonor, des Lebens Brod, —
Seit ich dich liebe, zittr' ich vor dem Tod!

Fühlst du den Odem, der uns neu geboren?
Er reißet uns hinauf mit Sturmesmacht;
O sieh', o sieh', wie aus des Himmels Thoren
Der ew'ge Glanz des Paradieses lacht!
Dorthin schwing' dich mit mir, in's Morgenroth. —
Seit ich dich liebe, zittr' ich vor dem Tod!

Fremd schaut' ich sonst zu jenen gold'nen Saaten,
Die auf der Flur der Nacht herangeblüht,
Du hast ihr hold Geheimniß mir verrathen,
Da es dir selbst im tiefsten Herzen glüht
Des treuen Wandels ehernes Gebot, —
Seit ich dich liebe, zittr' ich vor dem Tod!

Du bist der Seufzer, der in mir gelegen,
Holt' ich umsonst dich aus der Brust hervor?
Unsterblichkeit flammt uns der Herr entgegen,
Empor, mein Herz, in's ew'ge Licht empor!
O laß uns glauben, was die Liebe bot, —
Seit ich dich liebe, zittr' ich vor dem Tod!

Ich sterbe Leonor, bald schlägt die Stunde.

Ich sterbe, Leonor, bald schlägt die Stunde.
Leb'wohl, Geliebte! Ach, zum letzten Mal
Fließt mir dein süßer Name von dem Munde,
Durch's Abenddunkel ein verlor'ner Strahl!
Hat je ein Herz dich so wie ich geliebt?
Ein Herz von Staub, das bald in Asche stiebt?
Gib eine Thräne mir für so viel Gluth,
Die unter'm Boden bald verglimmt und ruht!

Ruhmlos verrinnt in Nacht gemeine Liebe:
Sie gleicht der Mücke, die in's Feuer schwirrt
Und wimmert ob dem edelsten der Triebe,
Mit dem sie jach zur Hölle sich verirrt.
Gerettet hab' ich, was uns einst entflammt,
Im Liede lebt, was unserm Glück entstammt;
Den Enkeln wärme noch die keusche Gluth,
Wenn unser Leib schon unter'm Boden ruht!

Ich sterbe, Leonor! Wie Epheuranken
Sich an die Ulme heften nah' bei'm Haus,
So flieh'n zu dir jetzt meine Lichtgedanken,
Zerstörung brach in ihrer Heimat aus!
Kennst du sie nicht, der Elegieen Schaar,
Torquato's Kinder, — o, nimm ihrer wahr,
Ich habe sie geliebt, sei ihnen gut,
Da meine Lieb' im Boden schläft und ruht!

Ich sterbe, Leonor! Bald flieht der Kummer,
Der wie die Schlange lag an meiner Brust;
Mein müdes Herz sehnt sich nach Schlummer, —
Nur du, nur du warst meine einz'ge Lust!
Der Bote winkt, ich steig' mit ihm empor,
Leb'wohl, leb'wohl, geliebte Leonor;
Gib eine Thräne mir für so viel Gluth,
Wenn längst mein Herz im Arme Gottes ruht!



Welt und Gemüth.

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt
Was, von Menschen nicht gewußt,
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

Göthe.

An die Freunde.

Freunde, noch schlagen in unsern Zeiten
Stolze Herzen der Poesie,
Denn sie verrauschet im Menschen nie,
Was an ihm mag vorübergleiten.
Drum kränzt mit Laub der Dichtung Becher,
Schenkt aus den sonnengebornen Wein,
Er glühet von Sorgen uns rein,
Es lebe der Wein, es lebe der Wein!

Freude sei unser seliger Glaube,
Grün umflicht sie das Leben ganz,
Ja, nur droben im Aetherglanz
Fliegt der Begeist'rung himmlische Taube!
Vorüber schwebet die flüchtige Stunde,
Der Schönheit opfert, dem ros'gen Traum,
Hoch perlet im Glase der Schaum,
Es lebe der Traum, es lebe der Traum!

Freunde, noch pochen in unsern Tagen
Starke Pulse dem freien Wort,
Denn es lebt in den Enkeln fort
Der biedern Väter Wagen und Schlagen.
Erhebt in die Nacht die blinkenden Becher,
Erhebet die völkerbefreiende That,
Der Zukunft schwellende Saat,
Es lebe die That, es lebe die That!

Wehmuth.

Springt des Frohsinns vielgeschwätz'ger Bronnen
In der Seele Garten an das Licht;
Plätschert er und stäubt in tausend Sonnen,
Mach' ich Scherze wohl, doch kein Gedicht.
Aber wenn der Abendstunde Feier
Still sich legt um's sinnende Gemüth,
Tönt von selber die bekränzte Leier,
Und die Wehmuth wird in mir zum Lied.

Schlendr' ich durch des Waldes tiefe Schatten,
Drin ein ewig flüsternd Schweigen wohnt,
Liege droben auf des Berges Matten,
Wo Natur in wilder Schönheit thront:
Saiten hör' ich in der Brust erklingen,
Wenn ich aus der Qual des Tages schied,
Leise nur, wie Schwäne sterbend singen, —
Und die Wehmuth wird in mir zum Lied.

Schimmern eines Tempels Prachtruinen,
Deren Giebel Moos und Epheu bleicht,
Von der Mythe Mondenglanz beschienen
Durch's Gesträuch, wo schwarz der Büffel schleicht, —
Wehmuth spricht aus den geborst'nen Hallen:
„Stamm an Stamm, ein Palmenhain im Ried,
Ist der Säulen schlanker Wuchs gefallen,"
Und die Wehmuth wird in mir zum Lied.

Flügel, Flügel wachsen aus der Liebe,
Die mich mit verborg'nen Seufzern quält,
Flügel aus des Wahnes dunklem Triebe,
Der die Irdischen mit Hochsinn stählt;
Selbst das Elend, das auf diesem Ringe,
Und die Grotte, da der Jammer flieht,
Ueberflieg' ich mit purpur'ner Schwinge,
Denn die Wehmuth wird in mir zum Lied!

Mein Lied.

Auch der Sperling findet ein Haus,
Und die Schwalbe für sich ein Nest,
Sie, die da setzt ihre Brut
An deine Altäre, Herr der Heerschaaren,
Mein König und mein Gott!

Ihr klagt mich an, daß ihr in meinem Liede
Das Christenthum nicht findet, wie ihr's faßt;
Weil ich des Heilands Rede nicht gebrauche,
Vermuthet ihr, mir sei sein Wort verhaßt?

Ein Geist hält diese Welt; sein Reichthum sprudelt
An jedem Tag neu aus des Himmels Thor,
Und jede Nacht, die süßen Duft verbreitet,
Haucht Kunde aus des Abgrunds Reich empor.

Ist's nicht genug, in Liebe ganz verloren,
Die eig'ne Sprache stammelnd fromm zu sein?
Ist Christus nicht der Blitz am weiten Himmel,
Wohnt er denn nur in eurem Kämmerlein?[1]

Die Speise, die ihr Hungrigen bereitet,
Der Trunk, der den Verschmachtenden erquickt,
Das Kleid, das ihr dem Armen umgebreitet,
Wird denn zuletzt nicht darauf einst geblickt?

Wenn ihr dem Lied, das dieser Brust entsprungen,
Nicht gönnen wollt des Heiligthumes Hut, —
So laßt es draußen, nur wie an den Tempel
Die Schwalbe setzt das Nest mit ihrer Brut.

Es ist ein alter Glaube, fromm genähret
Von Kindern und von kindlichem Gemüth,
Daß, wo die Schwalbe nistet, nie die Blitze
Den Tempelbau zu Aschen ausgeglüht!

---

1 Matth. 24, 26 u. 27.

Wir saßen auf dem Hügel.

Wir saßen auf dem Hügel,
Zu Füßen uns das Land,
Ob uns des Ew'gen Flügel
Wie Meerfluth ausgespannt.

Frisch aus des Himmels Pforte
Hat uns ein Duft gegrüßt,
Wir haben ohne Worte
Uns leise nur geküßt.

Den Himmel hielt umschlungen
Der Morgenröthe Streif,
Ob blauen Dämmerungen
Lag ihrer Krone Reif.

Ein Ring ist alles Leben,
Wenn es die Liebe schmückt,
Ein Ineinanderbeben,
Das schweigend uns beglückt.

Wenn einst sie ganz erstorben ist.

Wenn einst sie ganz erstorben ist,
Die Wurzel, drin das Leben schafft,
Wenn trocken sie und ohne Saft,
Dann gönnt mir weiter keine Frist!

Erweckt des Lenzes holder Schein
Mir keinen neuen Liederflug,
Spricht Gott zu mir: „Es ist genug,
Geh' jetzt in meinen Himmel ein, —

Dann lasset mich im Frieden ruh'n,
Und ehret meine Knospen still
Und sprechet: „Was der Himmel will,
Das muß man frei und furchtlos thun!"

Dann will ich sterben jenen Tag,
Die Lieben küssen zum letzten Mal,
Und muthig durch das Todesthal
Eingeh'n mit raschem Flügelschlag.

Palingenesie.

„Auferstehung!" ruft ein Wort vom Himmel
In die schlafumfangene Natur,
Und in buntem, fröhlichem Getümmel
Regt sich's überall in Wald und Flur,
Jeder Trieb in neuerwachter Regung,
Jeder Keim in schaffender Bewegung.

Und der Mensch mit freudigem Entzücken
Schaut in's herrlich Werdende hinein;
Was so oft geprangt vor seinen Blicken,
Stets ein neues Wunder scheint's zu sein,
Und von diesen ew'gen Lebensquellen
Fühlt auch er die todten Pulse schwellen.

In geheimnißtiefem Bunde stehet
Alle Schöpfungswelt mit dem Gemüth;
Heiter blickst du, wenn der Frühling wehet,
Trübe, wenn daher der Winter zieht:
Jede Wolke ob beblümten Matten
Wirft in unſ're Seele einen Schatten.

Und im Blühen wie im Welken sehen
Wir enthüllt vor uns die breite Spur
Jener Bahn, die auch die Geister gehen,
Wechselvoller und geheimer nur:
Ein Geschlecht das andere gebärend,
Aus des Himmels Brust sich alle nährend.

Wie die Pflanze, die im reinen Kelche
Ihrer Zukunft ew'ge Bürgschaft hegt,
Dunkel zwar und ungewiß, in welche
Flur der Sturmwind ihren Samen trägt:
Also werd' ich sterbend nicht vergehen,
Mit dem Laub im Herbste nicht verwehen!

Auferstehn'n zu neuer Geistesblüthe
Wird die Wahrheit, die in mir gekeimt,
Und die ungestüme, nieverglühte
Himmelskraft, vom Körper eingezäumt,
Dringt durch der Aeonen Umgestaltung
An das Licht zu schönerer Entfaltung.

Gegen dieses Strebens Weltengröße
Sinkt das Schicksal mir herab zum Wahn,
Stürmt es gegen uns're ird'sche Blöße
Auch mit allen seinen Schrecken an;
Denn der Geist, am Höchsten aufgerichtet,
Schreitet vorwärts, kühn und nie vernichtet!

Nachruf

an J. J. Neithard.

I.

Die rauhen Stürme weh'n durch's Land, verhangen
Vom trüben Flor neigt sich der Himmelsbogen,
Der Morgen steigt vom kalten Duft umzogen,
Rothbraun kömmt Nachts die Dämmerung gegangen.

Die Vögel, die noch erst so lieblich sangen,
Sind ahnungsvoll zum warmen Süd entflogen,
Wo Sonnenglanz und lauer Lüfte Wogen
Verscheuchen jedes Leid und dunkle Bangen.

Dahin sind, ach, des Sommers letzte Tage!
Es muß der Frucht die holde Blüthe weichen,
Die heit're Lust der stillen Todtenklage.

Fort stürmt der Herbst des Waldes zarte Leichen
Und über unsers Glückes gold'ne Sage
Läßt er vom Sumpf die trägen Nebel schleichen.

II.

Auch du, Poet? — Ich sah dein Auge glühen,
Als wär's noch jung; doch aus der Zeit Gehege
Schaut' ich dich längst der Sehnsucht stille Wege
Mit den Gedankenschwänen heimwärts ziehen.

Du fandest nicht den süßen Preis der Mühen,
Die uns beschleichen auf dem schwanken Stege
Von hier nach dort, die bei des Liedes Pflege
Als Dornen, ach, um uns're Rosen blühen!

Zu bald erlosch im Tode dir das Feuer,
Das als ein Fluch des Sehers Haupt umwunden,
So lang ein heh'rer Glaube nicht sein Steuer!

Du suchtest ihn, — genug! Nach kurzen Stunden
Ersteht verklärt, was auch an dir uns theuer,
Der Irrthum fällt, das Wesen ist gefunden!

Poesie.

I.

Der Abend sinkt, die Laute von der Wand
Nimmt Philomet und schlendert durch die Auen,
Die Poesie, die schönste aller Frauen,
Zu suchen, wo er jüngst sie sitzen fand.

Es war an eines Buchenwäldchens Rand,
Daß er vom Auge der Geliebten thauen
Geseh'n der Rührung Thränen und die blauen
Gluthsterne küßte ohne Widerstand.

Er sucht' umsonst die Himmlische zu halten,
Sie an den Herd, den heimischen, zu führen
Vom Sternenpfad, wo ihre Tritte wallten:

„Ich trete nicht, sprach sie, in eure Thüren!
Du liebst mich? Wohl, auf diesen Bergeshalden
Soll jede Nacht mein Kuß dich sanft berühren!"

II.

Und seither sah ihn jeder Abend dort,
Wo er die Göttin überrascht gefunden;
O stille Liebe, schnell verwehte Stunden,
Ihr seid des Sängers Lust und einz'ger Hort!

Drum stürmt er jetzt an seinen Ruheport,
Halbkrank und blaß, im Herzen tausend Wunden,
Die Seele voller Drang, der ungebunden
In wildem Flug ihn reißt in's Weite fort!

Sie aber kömmt heran ob grünen Bäumen,
Den düstern Fremdling glühend zu empfangen,
Mit Purpurglanz den Horizont zu säumen.

Verschämt, im Auge bräutliches Verlangen,
Naht sie inmitten einer Schaar von Träumen
Vom Felsen her mit ihren Mondscheinwangen.

III.

Sie trägt den Strahlenbecher von Krystall
In weißer Hand; ihr Blick, in Wehmuth schwimmend
Und halb von süßem Lächeln doch erglimmend,
Sucht den Geliebten schmerzlich überall.

Fern rennet schon der sprüh'nde Feuerball,
Da er, die Saiten seiner Laute stimmend
Und einsam auf zum höhern Felsen klimmend,
Vernimmt der trauten Stimme Wiederhall.

Indeß ihr Purpurwein zum Aether rauchet,
Ausströmend der Zitrone würz'ge Düfte,
Die er zur Erde und zum Himmel hauchet,

Dringt Philomet herauf durch schaur'ge Klüfte;
Sie neigt den Kelch zum Trunk, in Scham getauchet,
Er sprengt den Rest den Göttern in die Lüfte!

Gefangen.

Ach gefangen, ach gefangen
Bin ich, Kind, in deinen Schlingen,
In dem Netze blieb ich hangen
Mit des Vogels matten Schwingen;
Loses Garn hast du gestrickt,
Hast mit List geschürzt die Schleifen
Und das Zauberband geschickt
Eingehüllt in gold'ne Reifen.

Eine Nacht hat mich betrogen
Voll von Silberglanz und Schwärze,
Niederleuchtend von dem Bogen
Nur mit einer Himmelskerze:
Deiner Locken dunkle Pracht
Hat die Seele mir bezwungen;
Wer hat je aus solcher Nacht
Ohne Schmerz sich losgerungen?

Grotte du von Alabaster,
Stille Kammer, wo die Tugend,
Nie entweiht vom feilen Laster,
Gott gedient in reiner Jugend;
Stirne, die sich wolkenrein
Aus der Seele Aether neiget,
Du bist wie der Sonnenschein,
Der aus Dämmerwogen steiget!

Holde Augen, ihr seid Tauben,
Die sich baden in zwei Teichen,
Aber schüchtern in die Lauben
Junger Pinien entweichen,
Wenn des Räubers Blick sie schaut;
Schneller doch, als die Gazelle,
Die der sichern Fährte traut,
Kehret ihr zur heitern Welle!

Ufern eines schönen Wassers
Gleichen diese frischen Lippen,
Wo das Herz des Freudenhassers
Noch Erquickung möchte nippen;
In des Purpurmeeres Grund
Stürzt' ich, in die lauen Fluthen, —
Aber ach, von deinem Mund
Sog ich süße Todesgluthen!

Und so bin ich denn gefangen,
Und du willst mich nimmer lassen?
Ewig soll ich an dir hangen,
Ewig willst du mich umfassen?
Ha, so woge, volle Brust,
Stürme hin die trägen Stunden,
Perle reinster Liebeslust,
Endlich hab' ich dich gefunden!

Trübe sitzt der Haß beim Feuer,
Das auf nasser Haide rauchet,
Stoppel, Schutt und alt Gemäuer
Rings in grauen Nebel tauchet;
Meine lohe Flamme muß
Scheit um Scheit im Brand verzehren,
Nur die Dichtung ist Genuß,
Und die Liebe muß sie nähren!

Schatten.

Wohl lächelt jetzt mein Auge dir,
Du Sonne meines Glücks, entgegen
Und trinkt aus deiner Blicke Gluth
Den unaussprechlich hohen Segen;
Doch in die lichte Seele fällt
Bisweilen mir ein trüber Schatten,
Ergreift das Liebste doch die Flucht,
Das kaum wir noch am Busen hatten!

Ein Wechsel ist das Leben nur,
Wir merken nicht sein rasch Entschwinden,
Ein süßes Mährchen, ach, ein Traum
Muß uns an diese Scholle binden,
Und wie der Rauch der Gluth entwallt,
Die knisternd flammt auf ödem Herde,
So flieht des Auges holder Schmelz
Und alle Schönheit dieser Erde.

Doch, weine nicht, du armes Herz,
Und sinke nicht in trüben Kummer,
Weil alle Lust der Welt zuletzt
Versinkt in einen langen Schlummer:
Noch lächelt uns der gold'ne Tag,
Noch drängt's in dir zu schön'rer Blüthe,
Und Freunde breiten ihren Arm
Nach uns mit sorgenvoller Güte.

Der Morgen scheucht die Finsterniß,
Und in sein Farbenspiel verloren
Fühl' ich entwichen jedes Leid,
Ich bin dem Himmel neu geboren;
Die Erde glänzt und schimmert mir
Im ersten Jugendschmuck entgegen:
O Seligkeit, wie leuchtest du
Dem offnen Sinn auf allen Wegen!

Und ob Verlust auch der Gewinn,
Den wir vom Markt des Lebens haben,
Zwei Genien werden bis zum Tod
Die gottgeborne Kraft erlaben:
Du bist es, heil'ge Poesie,
An der Geliebten Blick entzündet,
O holdes Paar, mit euch bin ich
Dem ew'gen Leben fest verbündet!

Mene Tekel.

„Die Götter, sagt ihr, hegen Neid,
Krönt einen Sterblichen das Glück;
Sie stoßen ihn in Nacht zurück
Und wecken doppelt ihm das Leid.“

Wenn mitten in der Liebe Rausch
Ein zürnend Haupt, wie Banko's Geist,
Mit Drohung auf zum Himmel weist,
Als wüchse dort der schlimme Tausch:

Die sel'gen Götter sind es nicht,
Die also mahnen! Nein, das Loos,
Das übermächtig, riesengroß
Uns drückt mit seinem Schmerzgewicht,

Daß Jeder bald von hinnen muß,
Und spräch' er allem Sterben Hohn;
Daß er die Wahrheit spürt davon
In jedem Becher, jedem Kuß!

Es dräut des Todes kalte Hand
Und schreibt mit rother Flammengluth
Ein Mene Tekel, wie mit Blut
An unsers Hauses gold'ne Wand.

Liebesfeier.

Ob mich die Welt mit ihrer Sorge quält,
Ob meine Thräne rinnt, dem Bächlein gleich,
Das, kaum geboren in der Wüste Reich,
Auch schon erstirbt, dem heißen Sand vermählt:
Ein Plätzchen doch, ein grünes, ist noch mein,
Ein stiller Grund, wo ich des Tages Last
Verdämmern seh' in süßer Abendrast,
So oft die Schatten schleichen durch den Hain.

Dem Sohn der Steppe gleich ich dann, der fern
Den Karawanenstraßen heimwärts drängt,
Und traumesschwer zu der Oase sprengt,
Wo aufflammt seiner Sehnsucht schöner Stern.
O laue Nacht! Ein duftig Mährchen blüht
An deinem Busen; Goldgewölk verraucht
An dunkler Bergwand, und ein Odem haucht
Mich an wie Mastix, der im Becken glüht.

Es ist die Zeit, wo ich das müde Haupt
An deine Brust darf schmiegen, holdes Reh, —
So schwinde denn, der Erde dunkles Weh,
Ein Herz ist mein, das an den Himmel glaubt!
Ein Herz, ein Herz! Ein Quell im Wüstensand!
O süßes Weib, zum Lied wird unser Leid,
Die Klage ruht, entflohen ist der Neid,
Und uns umweht ein königlich Gewand!

Mit Genien schweben wir in's Abendroth,
Die Welt liegt tief in Rosengluth getaucht;
Von einem milden Lächeln überhaucht
Genießest du mit mir der Götter Brot!
Nicht irdisch mehr ist unsers Strebens Loos,
Da heil'ges Purpurnaß im Becher blinkt,
Davon der Geist in Himmelsträume sinkt
Und ruhet in des Glückes weichem Schoos!

Windstille.

Rings in der Ferne ödes Schweigen,
Gesang und Banjo [1] tönt nicht mehr;
Die blassen Abendnebel steigen
Wie Heimatberge aus dem Meer.

Der Bootsmann ließ das Steuer sinken,
Des Schiffes Rippen wurden leck;
Wie glühende Sonnen die Sterne blinken,
Die Schwarzen braten unter'm Deck.

Die Armen träumen von einem Wetter,
Das aufschießt aus des Grausens Nacht,
Daß Stoß und Schlag und Wehgezetter
Schrill durch Verdeck und Masten kracht!

Sie hören die Pfade dumpf ertosen,
Seh'n, wie die Meerfrau, weiß gefranzt,
Mit dem fliegenden Sturm in grauen Hosen
Wild über die schäumenden Wasser tanzt.

---

[1] Banjo, die viersaitige, mit einem straffgespannten Fell überzogene Zither der Neger.

Priesterinnen der Vesta.

Verdammt hier in des Tempels feuchtem Schweigen
Die Hut zu halten über gold'ne Flammen,
Die auf des Oeles Silberschaalen schwammen,
Seit Menschenschritte hier zu opfern steigen;

Verflucht zu lauschen dem freudlosen Reigen,
Den Nacht und Tag lautlos begeh'n zusammen,
Entfliehen wir der Welt, der wir entstammen,
Und mögen nur verhüllt dem Volk uns zeigen.

Doch während einsam wir die Lichter hüten
Und blank vom Ruß die heil'gen Ampeln scheuern,
Verzehrt die Lohe unsers Leibes Blüthen.

Die Flamme schlug hervor aus hundert Feuern,
Griff nahrungslos an's Herz, bis wir verglühten,
Die wir das Oel im Tempel stets erneuern.

Todesklagen.

I.

Ein edler Hirsch bin ich aus grünen Hallen
Mit deinem Pfeil, o Jägerin, entsprungen,
Bin in das Herz der Wildniß eingedrungen,
Um sterbend als dein Opfer hier zu fallen.

Du trugest an mir flüchtiges Gefallen.
Wie hat dein Hüfthorn doch so hell geklungen,
Wie hat der Wald ein frisches Lied gesungen,
Noch nie hört' ich den Grund so lachend schallen!

Da regt ein räub'ger Hund die krummen Beine,
Ein grauer Mörder, der die Schnauze streckt
Und schnüffelt rings um Wurzeln, Gras und Steine.

Vom klaren Bach hat er mich aufgeschreckt,
Hat mich gehetzt, bis er im Abendscheine
Von moos'ger Spur mein rieselnd Blut geleckt!

II.

O quill empor, mein Herz, aus deinen Tiefen,
Brich aus, du Feuerstrom der letzten Qual;
Die Bäume tränke, die am Mittagsstrahl
Mich oft in ihre kühlen Hallen riefen!

Die längst im Mondlicht des Vergessens schliefen,
Was steigt ihr auf, ihr Bilder allzumal
Aus meiner Jugend stillem Waldesthal
Und seht mich an, daß mir die Augen triefen?

Zerronnen ist auf dunklen Tannenzweigen
Das Abendroth; feucht sinkt vom Himmelszelt
Die Nacht und ängstigt mich mit ihrem Schweigen.

Leb'wohl, o Wald, leb'wohl, du schöne Welt!
Bald werden Schatten über mich sich neigen,
Die keine Gluth des Morgens mehr erhellt!

Tokaier.

„Vollendet ist das Jahr,
Der Wein geholt von sonn'gen Hängen,
Bekränzt das dunkle Haar,
Tanzt nach Zigeunerklängen!"

Vom jungen Most berauscht
Beginnt das Volk des Landes Reigen;
Des Blutes Woge rauscht
Im Sturm der hellen Geigen.

Aufschäumt der Tod in Lust,
Ein fallend Laub ist jetzt die Klage,
Die lebenswarme Brust
Hält jedem Schmerz die Wage.

Der Teufel selber gar
Ist losgekommen in dem Pfuhle,
Er streicht sein rothes Haar
Und schielt nach einer Buhle.

Herr Satan trinkt sich voll,
Und lacht und singt ganz ungeheuer,
Und tanzt und springt wie toll,
Besiegt von Himmelsfeuer.

Und endlich sinkt er hin,
Vergißt, warum er hergekommen;
Ganz in dem trunk'nen Sinn
Ist ihm die Welt verglommen.

Alsdann nach wilder Nacht
Des andern Tags mit lautem Gähnen
Von seinem Rausch erwacht:
„Bei meines Katers Thränen,„

Flucht er in sich hinein,
„Zu Tokai trinkt man einen Humpen,
So gut wie Noah's Wein,
Des frommen alten Kumpen!"

Auf der Haide.

Mild weht es an, wenn auf der Haide
In's Ohr tönt ferner Glocken Klang,
Der Geist der Nacht im Nebelkleide
Ringsum hereinschwebt, wehmuthbang!
Spät geht der Hirt mit seiner Heerde
Noch durch das dämmerlichte Thal,
Sein Blick mit stiller Lustgeberde
Ruht auf der Lämmer gold'nen Zahl.

Da hört er weither über'm Walde,
Der feierlich versunken steht,
Der Glocken Laut, von Bergeshalde
Bis in das nied're Land verweht.
Die Heerde ruht; er läßt sich nieder
Zu seinen Schafen auf die Flur,
Indeß im Westen sein Gefieder
Ein Engel schlägt in den Azur.

Aus einer Geisterstadt im Aether,
Von Gold und Jaspis aufgebaut,
Trägt er die Lieder sel'ger Beter
In's Thal, wo schon der Abend graut.
Es lauscht der Hirt des Erzes Zungen,
Es glüht der trunk'ne Sinn empor,
Zu wilder Andacht aufgeschwungen
Erflieget er des Himmels Thor.

Und wie des Abends letzte Röthe
Hindämmernd stirbt im falben Strahl,
Liegt er, versöhnet im Gebete,
Am Thron des Ew'gen, los der Qual!
Was einsam da die Seele denket?
Kein Weiser hat es je erfaßt,
Wie sich der Gott herniedersenket,
Der ewig liebet, der nicht haßt!

Epilog

zu Schiller's Tell. [1]

Und so geschah's! Der Freiheit junge Sonne
Erquickte jedes Herz im gold'nen Strahl;
Ein selt'ner Menschenfrühling kam, und Wonne
Der Auferstehung quoll durch's fernste Thal!
Versteckt im Busen ew'ger Felsenwälle,
Von steilen Himmelsmauern rings umhegt,
An deren Fuß des Völkerstreites Welle
Laut zürnend ihre trübe Brandung schlägt,
Trieb Tell's befreites Volk die munt're Heerde
Und lebte still auf fromm bebauter Erde.

Der Griffel der Geschichte hat getragen
Der Väter That aus alter Tage Rauch;
Kein Mährchen ist's, — der Keim in diesen Sagen
Schlug aus zur Blüthe in der Freiheit Hauch!
Wie es gekommen, daß nach blut'gem Ringen
Aus tausend Garben jetzt die Ernte lacht?
Wie sich's gefüget, daß auf Adlerschwingen
Das mächt'ge Schicksal uns emporgebracht?
Fragt jene Zeiten, wo das Recht, verbündet
Mit Gottvertrau'n, die Republik gegründet!

Er aber, der in dunklen Schmerzenstagen
Zur Offenbarung sein Gedicht geweiht,
Der das Gesetz, das heilige, emporgetragen
Hoch ob der Meinung trüben Widerstreit,
Der Genius öffnete die Flügelpforten
Dem schönen Recht, ein Mensch zu sein;
Und nicht bloß uns hat er in Flammenworten
Belehrt, und nicht sein deutsches Volk allein:
Der Menschheit hat er seinen Tell gegeben,
Er wird in ihm, in ihr unsterblich leben!

---

[1] Gesprochen bei der Aufführung des Tell auf dem Theater in Zürich, am Schillerfeste 1859.

Noch eine Stunde.

Noch eine Stunde,
So steht geschirrt das Roß
Von seiner Knappen schwarzem Troß
Und schäumt und dampft aus heißem Munde,
Noch eine Stunde!

Noch eine Stunde,
So wiehert es und scharrt,
Daß ganz die Eisenflur erknarrt
Und weithin donnert in die Runde,
Noch eine Stunde!

Noch eine Stunde,
So fliegt's durch Thal und Wald
Und bringt den trüben Reiter bald
Zu Liebchen's frischem Honigmunde,
Noch eine Stunde!

Noch eine Stunde,
So trinkt an einer Brust
Ein Sel'ger süße Himmelslust
Und heilt der Sehnsucht tiefe Wunde,
Noch eine Stunde!

Entschuldigung.

Hab' ich, mein Kind, mit dir gelacht,
Und hat ein Scherz dich bös verdrossen,
Kommt dann ein Thränenstrom geflossen,
Und fasset Wehmuth dich mit Macht:

O hemme deiner Zähre Lauf
Und gib mir deine beiden Hände;
Wohl jede Lust nimmt solch ein Ende
Und lebt geläutert wieder auf!

Der Reue Widerhacken glitt
Hinab in meine tiefste Seele;
So oft ich dich mit Liebe quäle,
Fühl' ich die bitt're Wunde mit.

Auf schäumt das Herz, fort ist die Ruh',
O gieße, sanft hinabgebogen,
Ein mildes Oel in seine Wogen
Und lächle mir Verzeihung zu!

Mysterium.

Das Menschenherz ist nicht verlassen,
Verläßt es nur sich selber nicht,
Und hört im Lieben und im Hassen
Wie eine Stimme tröstlich spricht:
„Auf Erden wächst kein schwarzes Loos,
In dem nicht Gottes Flügel wehte;
Die Nacht ist nimmer sternenlos,
Neigt Er zu dir sich im Gebete.“

Nimm so das Leben in der Tiefe,
Wie sie dem Unglück erst sich zeigt,
Wenn, ob es längst vergessen schliefe,
Ein thränenheißes Beten steigt!
Da wird die Welt dir gottesklar,
Es ruh'n der Brust empörte Wogen,
Und deines Glaubens mächt'ger Aar
Schwebt auf am weiten Himmelsbogen.

Germania.

Nach einem Gemälde.

Baum der Väter, stolzer Riese,
Nie vom Zeitensturm entlaubt,
Hohe Eiche, Thor's Gedanken
Wehen träum'risch dir um's Haupt!
Runenschrift in welken Blättern
Jaget, wirbelt durch die Luft,
Warum zögern deine Priester,
Da des Gottes Stimme ruft? —

Ach, umsonst ist alles Klagen
Um verlor'ner Träume Pracht,
Nimmer kehren jene Seher
Aus der Vorwelt Götternacht!
Anders ist der Gang des Lebens,
Und es sank der Barden Schaar,
Kaum der Himmel ist der gleiche,
Kaum das Land noch, wie es war.

An dem Fuß der heil'gen Eiche,
Die am Eingang steht zum Hain,
Seh' ich eine Jungfrau sitzen
In des Tages Dämmerschein.
Wallend auf des Nackens Blöße
Fließt ihr Haar in gold'nem Strahl,
Und, wie fernen Klängen lauschend,
Ruht der Blick im grauen Thal.

Töne hört sie, (rinnet Thränen!)
Heimatlaute, süß vertraut,
Und ein Sehnen schwellt den Busen,
Und die Wimper ist bethaut!
Mächtig, mit des Donners Stimme,
Jetzo fromm, wie Abendklang,
Rufet in den Streit die Söhne
Dort des Barden Hochgesang:

„Flattert, alte Fahnen, flattert,
Odin's Falkenauge wacht,
Schwebt herab, ihr Götter alle
In den ernsten Gang der Schlacht!"
Also singt er, und sie lauschen;
Schwerter, Fahnen blutigroth
Rauschen dumpf empor; sie beten:
„Wodan, send' uns süßen Tod!"

Und die hohen Kraftgestalten
Sieht sie stürmen in die Schlacht;
Hermann's Wort hat in den wilden
Grimmen Rachedurst erfacht!
Schatt'ger Tod fliegt durch die Reihen,
Roma's Heeressäule wankt
Gleich dem Eber, der getroffen
Durch die Nacht des Forstes schwankt.

Von des alten Heldengeistes
Flügelschlägen angeweht
Lauscht Germania der Kinder
Todverachtendem Gebet!
Und sie sieht die Berge leuchten,
Fern im Rücken, wo durch's Thal
Seine Welle rauscht der Flußgott,
Glühet Köln im Zwielichtstrahl.

Ganz ein Wald, aus Stein gehauen,
Raget in der Wolken Blau
Riesenwuchtig, geistdurchhauchet,
Ihres Domes stolzer Bau.
Ist's des Abends Dämmerwoge,
Die um jene Thürme fliegt,
Ist's der Morgen, der im Purpur
Auf den Tannenspitzen liegt? —

Hohe Maid, was soll dein Sinnen
Unter'm dunklen Zauberbaum?
Auf! Der Zukunft Feuerzeichen
Leuchten in der Vorwelt Traum!
Halt' es hoch der Ahnen Banner,
Trag' es hin zur lauten Schlacht,
Freiheit steigt auf Flammenwogen,
In die lange Völkernacht!

Soll sie blos im Liede leben,
Nimmer in des Armen Zelt
Treten, in die nied're Hütte
Und beseligen die Welt?
Ist der Geist zum Knecht geboren,
Um erst drüben frei zu sein?
Warum braust des Gottes Stimme
Durch den alten Eichenhain?

Aus der Zukunft Silbernebeln
Leuchtet mir ein tröstlich Bild;
Ha, es röthet sich der Himmel
Und die Maid schlägt an den Schild!
Und sie ruft die jüngsten Söhne,
Und sie stürmet kühn voran:
„Deutscher Freiheit eine Gasse
Und ein Grab dem blinden Wahn!“

Hundert kühne Barden singen
Deine zweite, schön're Schlacht;
Alle Römer sind bezwungen,
Alle Träumer sind erwacht!
Sieg erglüht im lohen Osten, —
Barde stirb, lebt fort ihr Lieder,
Götter, legt des Schlummers Schwingen
Sanft auf eure Todten nieder!

Drei Lieder

aus den „dernières chansons“ von Beranger.

I.

Keinen Vers mehr.

Nein, keinen Vers mehr, was mich mag entflammen,
Da Kunst und Regel schnöde mich vergißt;
Ein Schüler flicket bessern Reim zusammen,
Der noch den Takt an seinen Fingern mißt!
Wenn laut zum Himmel klagen meine Lieder,
Wenn tief im Wald mein Herz aus ihnen spricht:
Als Prose nur gibt das Gehölz sie wieder,
Gott will von mir nicht weiter ein Gedicht.

Gott will nicht mehr! Wie bei des Herbstes Neige
Der Landmann späht auf der beraubten Au,
Ob er am Baum, versteckt im höchsten Zweige
Ein paar vergeß'ne Früchte noch erschau':
Ich suche so und mag noch Hoffnung tragen!
O daß es meinem Korb an Frucht gebricht!
Der Baum ist todt, erstarrt in Wintertagen,
Gott will von mir nicht weiter ein Gedicht!

Gott will nicht mehr! Und doch in meiner Seele
Hör' ich an's zage Volk sein Wort ergeh'n:
„Empor die Stirne, Volk, das ich erwähle,
Die Krone erbst du, längst bist du erseh'n!"
Er spricht's; und ich, der ich entzückt vom Schauen
Mich aufgemacht, in neuen Sanges Licht
Dir, Kronprinz Volk, die Gnade zu vertrauen, —
Gott will von mir nicht weiter ein Gedicht!

II.
Ein Engel.

Wo stammst du her, du gold'ner Flimmer,
Der strahlend blendet meinen Sinn?
Ein Engel fliegt im Glorienschimmer
Zu Häupten mir am Himmel hin.
Süß wie die Laute lockt sein Singen,
Sein wallend Haar gießt in die Luft
Und wiegt auf ihren Balsamschwingen
Des Frühlings vollsten Blüthenduft.

Ein Engel, ja; ein irdisch Wesen
Verscheuchte meiner Falten Gruß;
Im feuchten Auge würd' es lesen
Erinn'rung nur an Hochgenuß!
Der Engel aber scheint zu preisen,
Daß er so spät zu mir erglüht;
Er koset mild die Hand des Greisen
Und ist zu wärmen sie bemüht.

Er wischt hinab mit seinen Schwingen
Den schwarzen Traum, der mich umkrallt,
Und wird mich treu von dannen bringen,
Verlöscht mein schwaches Auge bald!
Am Ende dieser flücht'gen Horen,
Wo jeder Renner müde liegt,
Sterb' ich als Kind, wie neugeboren,
An seinem Busen eingewiegt.

Doch, warum denken an's Vergehen,
Da er die Hand zum Leben beut?
Er schmolz den Schnee; die Blumen stehen
Am Weg, von seinem Hauch erneut.
Und sollt' ich dürsten auf der Reise,
Von seinen Lippen fließt der Kuß,
Womit sonst Lieb' in Jugendweise
Verschwend'risch würzte den Genuß.

Ja, ja, ich seh' der Engel einen,
Die erdwärts heben ihren Leib,
Und Windeln schenken armen Kleinen,
Ein Bischen Gold dem armen Weib.
O du, der Armuth Schwesterseele,
Laß dankend mich von hinnen zieh'n,
Laß mich, wenn einst ich fort mich stehle,
Mit dir zurück zum Himmel flieh'n!

III.

Die jungen Lieder.

An Brazier. [1]

Brazier, laß für dein Buch mich danken,
Aus ihm spricht uns're Jugend Glück;
Ich sing', ob schon die Schritte wanken,
Mich zu verjüngen, dir zurück!
Mit zwanzig Jahren, o wie bieder,
Die Nacht wie süß, das Herz wie weit;
Es ist die Zeit der jungen Lieder,
O schöne Zeit, o schöne Zeit!

Sang dir ein Kind bei zwanzig Jahren,
Wie klang das fort und fort am Schluß;
Schelt' uns die Akademie Barbaren,
Die Freude trübt uns kein Verdruß.
Die gold'ne Uhr versetzt man wieder,
Was nützt's, zu wissen welche Zeit?
Es ist die Zeit der jungen Lieder,
O schöne Zeit, o schöne Zeit!

Noch jung, doch schon mit einer Glaze
Nahm mich Caveau in seine Hut;
Dort sangest du von manchem Spasse
Und deine Stimme klang so gut!
Ich dichtete von Lieb' und Mieder
In meines Herzens Seligkeit,
Es ist die Zeit der jungen Lieder,
O schöne Zeit, o schöne Zeit!

Desaugiers, den wir, ach, verloren,
Der Narr der Fürsten ohne Rast,
Doch selber er ein Fürst von Thoren,
Herrscht an dem Tisch, der frohe Gast:
„Fließt edle Weine! Schenket wieder!"
O, seinen Ruf hör' ich noch heut;
Es ist die Zeit der jungen Lieder,
O schöne Zeit, o schöne Zeit!

Seither hab' ich für alte Pagoden
Manch' grüne Lehre angefacht;
Spricht Jemand groß von meinen Oden,
Nicht doch, — ich habe Lieder gemacht!
Drückt sie des Vaters Schuld darnieder,
Der erst im fünfzigsten gefreit? —
Leb'wohl, du Zeit der jungen Lieder,
O schöne Zeit! o schöne Zeit!

Dein Buch läßt, Nachbar, mich es glauben:
Bei dir kehrt nie der Winter ein;
Mein Frohsinn, den ein Nichts kann rauben,
Sucht Nahrung jetzt bei dir allein!
O Dank, Dank deinem losen Flieder,
Dem Vers, der klingend uns befreit,
Mir naht die Zeit der jungen Lieder,
O schöne Zeit! o schöne Zeit!

---

[1] Beranger's Nachbarn zu Passy und Genossen in Caveau, der bei Uebersendung seiner Gedichtsammlung ein sehr artiges Lied an den Dichter gerichtet.

Bemerkung zu „Circe.“

(I. Buch, Seite 53.)

Maria Theresia, die Kaiserin von Oestreich, hielt es lange unter ihrer Würde, politische Zwecke durch die Hand der Marquise von Pampadour zu erreichen, obgleich der berühmte Kaunitz, ihr Minister, Alles that, um das Ersprießliche einer solchen Annäherung für beide Länder in's Licht zu stellen. In dem Gedichte ist der Pampadour eine edle Rache zugeschrieben, die sie durch einen für Oestreich günstigen Ministerwechsel ausführte.

Anhang.

Aus dem epischen Gedicht:

Die Adler Frankreich's.

Erster Gesang.

Die Sendung.

Trebisonda, Trebisonda,
Hauche deiner Veilchen Odem,
Deiner Katarakten Donner
In der Feldschlacht heißen Brodem!
Heldenseelen schweben aufwärts
In des Abendrothes Gluth,
Und des Pontus grüner Spiegel
Flammet düster, wie von Blut.

O du Heimat süßer Stille,
Paradiesesduft'ger Garten,
Kolchis, Land des gold'nen Vließes
Und der alten Wunderfahrten:
Strömet in das Todesdunkel
Jener Tapfern Friedenslicht,
Daß das Auge, süß bezwungen,
Seliger im Tode bricht!

Anatolien's Blumenküsten,
Ha, ihr zittert ob dem Drohen,
Ob des Krieges wilden Wettern,
Ob der Flamme rothem Lohen?
Jubelt! Denn es kommt der alte
Herr der Welt und Padischah,
In der Freiheit mildem Lächeln
Ist euch seine Liebe nah!

Süß ist Sterben jedem Tapfern,
Wenn der Tod die Loose schüttelt,
Wenn er aus dem Arm der Liebe
Mächtig seine Söhne rüttelt;
Glücklich, wem der volle Busen
Nicht in schnöder Lust verglüht,
Wem des Sieges grüne Palme
Vor dem letzten Scheiden blüht.

Wo die „heil'ge Stadt“ sich thürmet,
Wo von diamant'nen Zinnen
Eh'rnes Licht in tausend Blitzen
Jeden Späher scheucht von hinnen;
Wo der Pontus seine Fluthen
An den Chersonnesos schlägt
Und der Slaven stolze Wimpel
In verborg'nen Buchten trägt:

Dort geschah's, dort sank der Nordbär
Von dem Leu'n des Thals bezwungen;
Blut'ger lärmten nie die Völker,
Seit die Ilias gesungen.
Mit dem Aufgang stritt der Westen,
Und es zitterte das Meer,
Denn mit tausend Todesschlünden
Brauste die Armade her!

Ruhig blieb es vor dem Fremdling,
Den es staunend fortgetragen,
Wagte nicht den furchtbar Mächt'gen
Mit der Winde Wuth zu schlagen;
Heilig ist des Krieges Flamme,
Wenn sie schnöden Trotz verzehrt,
Wenn der alte Himmel selber
Seinem Elemente wehrt.

Einen Helden, einen Rächer
Findet alle Schuld der Zeiten,
Gottes Wetter trifft die Frevler,
Ob sie hoch und mächtig schreiten,
Ob sie still und im Verborg'nen,
Wie die Schlange, Gift genährt
Und des Lebens fromme Führung
Tief in Aberwitz verkehrt!

Uferlos und unersättlich,
Wie der trübe Bach der Sünde,
Schwoll des Moskowiters Woge
An Europas stille Gründe,
Kreiste drohend um Paläste,
Um der Könige Gemach,
Riß Satrapen und Tetrarchen
In den hohlen Strudel nach.

Lebt das Recht, der Tugend Schwester,
Und der heil'ge Muth, der Glaube,
Lebt Vernunft, des Geistes Pulsschlag,
Daß der Slave frech sie raube?
Immer mit dem alten Dunkel
Streitet noch das gold'ne Licht,
Bis es aus des Weltenmorgens
Siegverklärten Thoren bricht!

Dem Gesetz der Schwere dienen
Ewig rohen Stoffs Gewalten,
Und es kann ihr blinder Hader
Nimmer Göttliches gestalten;
Nur der freie Geist der Liebe
Hat Jahrtausende geklärt,
Und er wird, ob Throne wanken,
Im Vernichtungskampf bewährt!

Ilion's gestürzte Götter
Rettet aus den heil'gen Trümmern
Fromm Aeneas; Sturm und Wellen
Mögen ihm die Fahrt verkümmern, —
Endlich steiget Latiums Sonne
Grüßend aus der Fluth empor,
Und des Meeres graue Wüste
Lächelt schöner als zuvor.

Die Ikonien's hohe Pforte,
Die Byzanz im Sturm bezwangen
Und um Hellas' schöne Tempel
Dolch und Fackel blutig schwangen;
Die geführt von Kriegerfürsten
Aus Arabiens edlem Stamm
Abendwärts verheerend stürmten,
Ohne Zügel, ohne Damm:

Eines milden Herrschers Rechte
Zügelt heut die Sarazenen,
Denn der Halbmond sank zu Boden
Vor dem Kreuze der Kommnenen!
Auf des Schicksals trüber Wolke,
Selbst im Busen der Gewalt
Schläft das Licht; der Lenker droben
Weckt's in jeglicher Gestalt.

Du, mein Lied, auch bist ein Funke
An der Sonne dort entglommen;
Zwar ein Abglanz nur des Himmels
Bist du in die Brust gekommen,
Doch ich fühle seine Gluthen,
Wenn Begeisterung erwacht
Und als sanfte Morgenröthe
Säumet diese Erdennacht.

Schwebe denn um jene Todten,
Die das gold'ne Vließ der Ehre
Sich in Taurien erstritten,
Mit des Dankes stiller Zähre!
Dir erklingen meine Saiten,
Dir, des Krieges rauher Sohn;
Als ein heilig Todtenopfer
Schwebe, meiner Harfe Ton! —

Wenn im Bett des Zeitenstromes
Träge schillern seine Wellen,
Statt am hohen Zackenfelsen
Donnernd sich zur Fluth zu schwellen:
Faulend liegen die Gewässer,
Pestluft wird ihr frischer Hauch,
Gift'ge Fliegen, bunte Flügler
Hecken im verwelkten Strauch.

Langer Friede führt die Menschen
Bald zu Trug und nicht'gen Träumen
Und zum Abfall von dem Guten.
Leben heißt dann ein Verschäumen,
Ein Zerbröckeln und Zerfahren
Aller gottgebor'nen Kraft,
Die, im rauhen Kampf geübet,
Sonst das Herrlichste erschafft.

Aus dem Herzen flieht der Glaube,
Der in Einfachheit beglücket,
Nur in wollustmattem Tändeln
Wird die Seele noch entzücket;
Der Verstand hat ausgehöhlet
Aller Dinge letzten Grund,
Seine Leitern, seine Brücken
Hängen über jedem Schlund, —

Siechthum schleicht durch's Herz; des Hauses
Alte, heil'ge Laren trauern,
Denn entweiht von der Begierde
Sind der Tugend stolze Mauern;
Vor den Thüren steht der Hunger
Und des Mühens eitle Qual,
Drinnen lacht die Selbstsucht, grinsend
An des Ueberflusses Mahl.

Freiheit wird zur frechen Dirne,
Herrscherkunst zum Kerkermeister;
Stumpfsinn brütet in den Seelen,
Wahn erhitzet klare Geister:
Stein wird das Gesetz und Eisen,
Das einst froher Lebensschlag,
Als die Liebe noch es wärmte
An der Freiheit erstem Tag!

Des Vertrages lacht der Starke,
Und der List'ge greift zur Schlinge,
Schimmernd in des Tages Helle
Sonnt der Neid die Schlangenringe;
Größe mißt sich nach der Elle,
Klugheit tanzt um's gold'ne Rind,
Und der mächtigste der Götter
Ist des Zufalls blödes Kind.

Aber der aus dem Palaste
Seines Himmels niederblicket
Und an seinem hehren Willen
Keine Silbe je verrücket,
Spricht: „Es fahre Sturm hernieder!"
Dann entsendet er zumal
Mit dem Tod den Friedensengel
Nach der Erde fernem Thal.

Also rief, in's Weltendunkel
Ewig neue Sonnen rollend,
Jüngst der Herr; in's Unermeß'ne
Zürnt sein Auge, finster grollend.
Eines Sternes freundlich Leuchten
Siehet er umwölkt vom Wahn,
Und mit einem vorwurfsvollen
Blick winkt er den Tod heran.

„Auf!" spricht er zum Sohn der Schrecken,
„Deine Zeit ist jetzt gekommen;
Ernte halt' im Thal der Erde,
Denn der Haß ist schwül entglommen.
Wäre Rettung noch, den Oelzweig
Würf' ich statt des Schwerts hinab,
Nur zu trösten steh' der Friede
Mit an der Erschlag'nen Grab."

Aus der Herrlichkeit entschweben
Beide traurig, beide schweigend,
Wandern durch den schwarzen Weltraum,
Ihren Flug zur Erde neigend.
Sieh, da prangt im Rosenfeuer
Glänzend eine Kugel auf,
Und die raschen Himmelsboten
Hemmen ihrer Sendung Lauf.

Inhalt.

Seite.

Romanzen und Balladen.

Natur und Heimat.

Seite.

Torquato Tasso's Nächte.

Welt und Gemüth.

Drei Lieder von Beranger.

„Die Adler Frankreich's."

Hut.